1,70 DM / Band 338
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Band 4 des fünfteiligen Jane-Collins-Abenteuers

Inferno in der Alptraum-Schlucht

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Inferno in der Alptraum-Schlucht

John Sinclair Nr. 338

Teil 4/5

von Jason Dark

erschienen am 25.12.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Inferno in der Alptraum-Schlucht

Schon einmal war er mit Trauer im Herzen über ein weites Land geflogen, und nur der Wind trocknete seine Tränen. Aber das lag lange zurück. Es war in der Zeit gewesen, als der große, mächtige und gewaltige Kontinent Atlantis kurz vor dem Untergang stand.

Der Eiserne Engel hatte ihn ein letztes Mal überflogen. Für ihn war es ein Abschied gewesen, denn er hatte gewußt, daß er Atlantis nicht mehr retten konnte.

Auch jetzt flog er wieder über ein Land. Und abermals wehte ihm der Wind entgegen, fuhr in sein Gesicht und trocknete die Feuchtigkeit in seinen Augen.

Sollte er auch hier einen Untergang erleben? Wiederholte sich das, was mit Atlantis passiert war, in der normalen Welt? War es das Ende aller Hoffnungen? War der große Kampf gegen das Böse vergebens gewesen?

Der Eiserne dachte darüber nach, während sein träger Flügelschlag Wolken zu zerwehenden Fratzen zerriß. Es wollte ihm einfach nicht in den Sinn, daß er das Grauen und die Vernichtung noch einmal erleben sollte, aber wenn er ehrlich gegen sich selbst war, gab es wohl keinen anderen Weg. Denn die einzigen Menschen, die das Grauen eines längst versunkenen Kontinents hätten stoppen können, waren in der Vergangenheit verschollen.

John Sinclair und wahrscheinlich auch Suko!

Gerade der Geisterjäger John Sinclair war in die Falle gelaufen.

Der Eiserne hatte es gespürt. Er reagierte ungemein sensibel auf Strömungen Schwarzer Magie, und eine dieser Strömungen hatte ihn erreicht und ihn zum Vibrieren gebracht.

Schon immer war ihm prophezeit worden, daß die Stärke des Kontinents Atlantis die Zeiten überdauern würde. Er hatte sich dagegen gestemmt, denn eine Niederlage reichte, als er dem Schwarzen Tod das Feld überlassen mußte und seine Diener, die Vogelmenschen, grausam vernichtet worden waren. Nun sollte sich alles wiederholen. Nur in der normalen Welt. Sie war dem Untergang geweiht.

Nein, sie würde nicht explodieren, auch nicht im wahrsten Sinne des Wortes untergehen, sondern nur von Kräften beherrscht werden, die in der Tiefe schrecklicher Dimensionen lauerten. Für sie gab es weder Zeit noch Raum.

Aber die Welt war in den vergangenen 10.000 Jahren eine andere geworden. Neue Völker waren entstanden, hatten sich entwickelt, sich die Technik dienstbar gemacht und waren dabei, mit Hilfe ihrer Raumschiffe an die Tür des Alls zu klopfen.

Die Magie hatten sie vergessen.

Das, was seit Urzeiten im Schoß der Welt lauerte und auch bei der Menschwerdung seine Finger mit im Spiel gehabt hatte, war nicht tot zu kriegen.

Es hatte sich nur verkrochen, war in Deckung geblieben und lauerte auf seine Chance.

Die war nun gekommen.

Finstere Mächte, unheimliche, längst nicht erforschte Kräfte begaben sich daran, die Erde zu erobern, und ein Wesen wie der Eiserne Engel stemmte sich dagegen an.

Erfolglos?

Er selbst hätte fast daran geglaubt, wenn es außer ihm nicht noch Wesen geben würde, die auch seine Ziele verfolgten. Die nicht

wollten, daß die Magie des Kontinents Atlantis zurückschlug. Die finstere Götzen dort belassen wollten, wo sie nach dem Untergang hingeschleudert wurden oder sich geflüchtet hatten.

In fernen, anderen Dimensionen.

Aber sie kamen zurück und hatten vor, sich ihre alten Positionen neu zu erobern.

Dem mußte und dem wollte der Eiserne Engel einen Riegel vorsetzen.

Deshalb befand er sich auch auf der Suche. Und er mußte Hilfe für den holen, der in der Vergangenheit verschollen war und auf den Namen John Sinclair hörte.

Und so flog er über das Land, das die Menschen England nannten, denn er suchte die Verbündeten. Irgendwo mußten sie stecken.

Sie lebten fast normal, nur mit einer kleinen, aber so wichtigen Einschränkung.

Ihr Hort war nicht sichtbar!

Nicht für menschliche Augen, denn die *flaming stones*, die magischen Steine, waren ein Gebiet, das man als Tabuzone für Menschen bezeichnen konnte. Selbst John Sinclair und seine Freunde schafften es nicht, in dieses Karree einzudringen.

Nicht auf normale Weise.

Aber der Eiserne Engel war kein Mensch. Er gehörte zu den Überbleibseln des alten Kontinents, und er besaß eine »Waffe«, die er für seine Suche einsetzen konnte.

Das magische Pendel!

Es hatte zahlreiche Kämpfe um diese Waffe gegeben, die so harmlos aussah, aber dennoch sehr wichtig für ihren Träger war. Der Eiserne Engel hatte sich das magische Pendel um den Hals gehängt.

Es war an einer lederartigen Schnur befestigt, und wer es zum erstenmal sah, hätte es für einen dicken, ovalförmigen, gefrorenen Blutstropfen halten können. Oder einen rubinfarbenen Talisman.

Letzteres war es schon eher, aber sein Träger bezeichnete das Pendel auch als Waffe.

Mit diesem Gegenstand konnte er, wenn das Pendel in einem bestimmten Rhythmus schwang, Beschwörungen durchführen. Die in der Erde lauernden bösen Kräfte bannte er durch die Waffe.

Diesmal jedoch hoffte er, es für eine andere Sache einsetzen zu können. Er brauchte das Pendel, um zwei Streiter zu finden, damit sie ihm im großen Kampf gegen die schwarzmagischen Mächte aus dem alten Atlantis zur Seite standen.

Der Eiserne Engel hatte Sir James und Glenda Perkins verlassen.

Er war nach Norden geflogen, in den Tag hinein. Dabei hielt er sich sehr hoch und sah die Ortschaften wie Spielzeuge unter sich. Auch hohe Schornsteine wirkten wie Streichhölzer. Wenn er durch eine

flattrige Wolkenwand flog oder sich diese zwischen ihm und dem Grund befand, sah er so gut wie nichts mehr. Nur noch die Weite des Himmels über sich.

Dieser Himmel war von einer strahlenden Bläue. So etwas bekam das menschliche Auge nur im Flugzeug zu sehen und über den Wolken fliegend.

Zeit war für den Eisernen relativ geworden. Entweder hatte er Glück oder Pech. Er hoffte auf ersteres.

Das Pendel schwang von einer Seite zur anderen. Aber noch zeigte es nichts an. Es blieb ein ovalförmiger rubinroter Klumpen, der senkrecht nach unten hing.

Manchmal vernahm er hoch über sich das Geräusch irgendwelcher Flugzeuge. Der Schall wurde in der klaren Luft weit getragen.

Vielleicht sah der eine oder andere Pilot ihn auch. Darüber konnte der Engel nur lächeln. Wenn der Pilot etwas davon erzählte, würde man es ihm wohl kaum glauben. Die Gestalt aus dem alten Atlantis war jemand, den es an sich nicht geben durfte, maß man mit normalen Maßstäben.

Und dann geschah es.

Das Pendel schien von unsichtbarer Hand einen Stoß erhalten zu haben, denn es schwang so hoch, daß es an der höchsten Stelle des Halbkreises die Schulter seines Trägers überragte.

Augenblicklich verlangsamte der Eiserne Engel seinen Flug. Er schien in der Luft stehenzubleiben, achtete auf das Pendel, das wilde Zuckungen durchführte, und der Eiserne reagierte sofort, indem er sich langsam nach unten sinken ließ.

Gedanklich hatte er sich auf Kara eingestellt, da er zu ihr einen besseren »Draht« hatte. Von Beginn an hatte sie auf seiner Seite gestanden. Myxins Wechsel war erst in der Gegenwart erfolgt.

Deshalb diese bessere Beziehung zwischen dem Eisernen und der Schönen aus dem Totenreich.

Er sank nach unten.

Es war ein leichtes wunderbares Schweben, und der Eiserne Engel hielt seine Flügel nicht einmal mehr so weit ausgebreitet. Er hatte sie halb angelegt. Wolkenfetzen durchstieß er, war mal länger eingehüllt vom Morgendunst und schwebte wenig später wieder frei in die Tiefe, in die auch sein scharfer Blick fiel.

Eine wunderschöne Landschaft breitete sich tief unter ihm wie ein dunkelgrüner Teppich aus. Ein Teppich war es natürlich nicht, dafür Hügel, die diese Geländeform zeichneten. Auf den Hügeln wuchs dichter Wald, und an manchen Stellen erkannte er mit dem scharfen Blick eines Falken schmale, silbrig schimmernde Bänder.

Es waren kleine Flüsse oder breite Bäche, die diese Hügellandschaft mit Wasser versorgten.

Eine Idylle.
Der Eiserne Engel wußte Bescheid. Er hatte die Gegend gefunden, in die sich Kara und Myxin zurückgezogen hatten, um, vor den Menschen geschützt, in Ruhe arbeiten zu können.
Ein Lächeln glitt über das bronzefarbene Gesicht des Engels, als er daran dachte, daß er sein Ziel endlich gefunden hatte. Damit hätte er zuvor kaum gerechnet.
Immer mehr näherte er sich dem Grund. Allmählich nahm die Landschaft für seine Augen Gestalt an. Zwischen den bewaldeten Hügeln sah er die herrlichen Täler. In der Ferne auch einen idyllisch gelegenen Ort. Wahrscheinlich wußten dessen Bewohner überhaupt nicht, wer sich in ihrer Nähe aufhielt.
Sehen konnte der Eiserne Kara und Myxin noch nicht. Er verließ sich auf sein Pendel und sah, daß die rote Farbe noch intensiver geworden war. Für ihn ein Beweis, auf dem richtigen Weg zu sein.
Schon hörte er die Stimme. Sie klang in seinem Hirn auf. Eine Frau sprach zu ihm.
»Ich grüße dich, Eiserner!«
»Darf ich zu euch kommen?«
»Ja.«
»Dann hast du längst bemerkt, daß ich mit dir Verbindung aufnahm, Kara?«
»Es war nicht schwer für mich, deine Gedanken zu orten. Zwei, die aus dem alten Atlantis stammen und dazu noch auf derselben Seite gekämpft haben, ergänzen sich immer. Sie finden stets den Kontakt zueinander, wenn sie sich suchen!«
»Das meine ich auch!«
»Ich spürte deinen Stein, Eiserner. Deshalb möchte ich, daß du dich von ihm leiten läßt. Er wird dich an das Ziel bringen, nach dem du dich so gesehnt hast!«
Die Unterhaltung verstummte nach diesem Satz. Der Engel wußte auch so, daß er sich auf Kara und sein eigenes Pendel verlassen konnte, und ließ der anderen gern die Führung.
Der Eiserne segelte weiter. Und diesmal wurde er von den schrägen Sonnenstrahlen getroffen, die sich auf seinem Körper brachen und ihn in gleißende Helligkeit einhüllten, als wollten sie ihn zerschmelzen. Als der Engel schließlich aus der Sonne herausflog, waren die Bäume bereits zum Greifen nahe über ihm.
Er schaute auf ein herrliches, dunkelgrünes Laub oder auf die ebenfalls grünen Nadelgewächse. Hier starb noch kein Wald. Doch das würde irgendwann auch einmal geschehen, wenn die Menschen so weitermachten und nicht vernünftig wurden.
Auch der Eiserne Engel dachte daran, als er über die welligen Baumkronen glitt. Lohnte es sich eigentlich noch, für diese Welt zu

kämpfen, in der so viele verständnislose Dinge geschahen?

Ja, und wenn es nur einen unter den zahlreichen Menschen gab, der eine andere Gesinnung besaß, dann lohnte es sich. Diese Einstellung vertrat der Eiserne Engel.

Mancher hätte ihn als einen hoffnungslosen Idealisten bezeichnet, aber er dachte anders.

Noch hatte er Myxin und Kara nicht gefunden. Würzige Morgenluft wehte ihm entgegen. Oft genug sah er Nebelstellen. Nahe der kleinen Bäche hingen sie wie Gespinste zwischen den Bäumen und schienen sich mit ihren grauen, dünnen Armen an den Zweigen und Ästen festklammern zu wollen.

Ein frischer, herrlicher Morgen. Der Eiserne hätte ihn gern genossen, denn diese Morgen waren selten geworden.

Dann dachte er an seine Aufgabe und flog weiter.

Etwas glühte.

Es war nicht das Pendel, dessen Ausschläge nach wie vor vorhanden waren, unten auf dem Boden hatte der Eiserne etwas entdeckt. Wie ein langer roter Stab sah es aus. Er mußte einen Bogen beschreiben, um näher heranzukommen, glitt auf diesen glühenden Stab zu und spürte plötzlich einen leichten Ruck oder ein Ziehen, das von der Stirn bis zu seinen Zehenspitzen zuckte.

Es war eine Warnung. Der Eiserne hatte eine gewisse Grenze überflogen. Er war eingetaucht in die magische Sphäre, die die Flammenden Steine umgab.

Sie genau war es, die das Gebiet der Steine vor der Sicht der Menschen schützte.

Für den Eisernen galt diese Barriere nicht. Er kam aus einer anderen Welt, er selbst war ein Teil des Kontinents Atlantis gewesen und wurde freudig empfangen.

Plötzlich sah er die Steine unter sich. Aus der Höhe betrachtet, wirkten sie sehr lang, und sie bildeten ein Quadrat. Untereinander waren sie durch dünne Linien verbunden.

Unweit der Steine stand ein Blockhaus. In ihm lebten Kara und Myxin.

Dorthin zogen sie sich zurück, um über die magischen Rätsel und Probleme nachzudenken, denn es gab einfach zu viele Dinge, die, von Atlantis stammend, voll in die Gegenwart hineinspielten und über die intensiv nachgedacht werden mußte.

Myxin und Kara hielten sich nicht zwischen den Steinen auf.

Beide standen am Ufer des kristallklaren Bachs, der in der Nähe vorbeigurgelte. Sie schauten zu, wie ihr Gast landete.

Der Eiserne ließ sich ein wenig Zeit. Er genoß diese Idylle, die sich in nichts von der übrigen Umgebung unterschied und dennoch für Menschen unsichtbar war.

Sacht setzte er auf, lief noch einige Schritte und blieb vor den beiden stehen. Dabei verzog sich sein Gesicht zu einem Lächeln. Es war gut, die Verbündeten und Freunde gefunden zu haben.

»Willkommen, Eiserner«, sagte Kara und streckte ihm die Hand entgegen.

Der Eiserne nahm sie und schaute Kara an. Sie war ein wenig ausgefallen gekleidet. Diesmal trug sie kein langes Kleid, sondern eine enge grüne Hose aus weichem Leder. Auch das ärmellose Oberteil bestand aus diesem Material und hatte einen runden Ausschnitt, der den Ansatz ihres Busens sehen ließ.

Um die Hüften hatte Kara einen breiten Gürtel geschlungen, an dem sich die Scheide befand, in der das Schwert mit der goldenen Klinge steckte.

Es war die wichtigste Waffe, die Kara besaß. Geerbt hatte sie das Schwert von ihrem Vater Delios. Kurz vor seinem Tod hatte er es der Tochter zusammen mit dem Trank des Vergessens übergeben.

Das Schwert befand sich weiterhin in ihrem Besitz.

Den Trank allerdings hatte ein anderer an sich genommen. Ein mächtiger Dämon, der Spuk, und er würde sich hüten, den Trank freiwillig herauszugeben.

Das schwarze Haar fiel auf Karas Schultern. Sie hatte sich einen Reif über die dunkle Flut geschoben und trat nun zur Seite, damit der Eiserne auch Myxin begrüßen konnte.

Der kleine Magier wurde er genannt. Das nicht ohne Grund. Von der Körpergröße bracht er wirklich nicht viel mit. Sein Aussehen war menschlich, doch die grünlich schimmernde Haut paßte nicht zu der eines Menschen. Man sah es Myxin an, daß er etwas Besonderes war.

Auch die beiden begrüßten sich. In Atlantis hatten sie einmal auf verschiedenen Seiten gestanden, nun kämpften sie gemeinsam. Seite an Seite für die Sache des Guten.

Beide freuten sich, daß sie Besuch hatten, und sie baten den Eisernen, mit zur Hütte zu gehen.

Noch konnte man die Kühle des Morgens genießen. Bald würde sich die Augusthitze wie ein brennendes Tuch über das Land gelegt haben.

Die letzten Nebelfetzen trieben durch das Tal. Wie von Geisterhänden geführt, schwebten sie über den Bach und verschwanden lautlos zwischen den Bäumen des nahen Waldes.

Neben dem Blockhaus stand eine Bank. Sie war aus Holz gefertigt.

Auf ihr ließen sich die drei nieder.

Kara und Myxin kannten die Regeln. Sie wollten nicht sofort mit der Tür ins Haus fallen und so lange warten, bis der Eiserne von allein zu reden anfing.

Das geschah schon sehr bald, denn der Gast hatte es eilig. Er kam auf das Thema Atlantis zu sprechen und natürlich auch auf ihren

gemeinsamen Freund John Sinclair.
»Ihr wißt, wo er sich aufhält?« erkundigte sich der Eiserne.
»Nein.«
»John ist verschollen. Ich spürte es, ich erhielt eine Information. Er treibt irgendwo in der Vergangenheit.«
»Atlantis?« fragte Kara.
»Ja.« Die Antwort klang gedehnt, so daß Myxin und seine Partnerin aufhorchten. Der Eiserne merkte es und fuhr fort. »Ich möchte mich da nicht so genau festlegen, denn ich rechne auch mit dem Planet der Magier. Möglicherweise ist John dort verschollen.«
Myxin stand auf. Das geschah mit einem Ruck. Er schaute zu den Steinen hin und fragte: »In der Vergangenheit oder in…«
»Wahrscheinlich in der Vergangenheit«, erklärte der Eiserne.
Myxin lächelte. »Dann kann ich mir den Grund deines Besuches vorstellen. Du willst, daß ich einen Blick in die Vergangenheit werfe. Und zwar mit Hilfe der Todesmaske. Ist das korrekt?«
»Ja, es stimmt.«
Myxin nickte. »Wobei ich mich frage, wie es kam, daß wir nichts bemerkt haben. Die Flammenden Steine haben sich nicht gemeldet. Es blieb alles ruhig in der letzten Zeit. Vielleicht sogar zu ruhig. Bist du sicher, daß sich John dort befindet?«
»Fast.«
»Du warst also selbst nicht da?«
»Nein.«
»Mit welchen entscheidenden Dingen könnte John denn konfrontiert werden?« erkundigte sich Kara. »Gibt es irgend etwas, das besonders interessant ist?«
Der Eiserne nickte. »Zahlreiche Dinge, wenn ich ehrlich sein soll. Falls es so ist, wie ich annehme, kann John durchaus bei der Entstehung des Schwarzen Tods dabeisein.«
Mit dieser Antwort überraschte der Eiserne selbst Kara und Myxin.
Die Schöne aus dem Totenreich fand zuerst die Sprache wieder.
»Du glaubst tatsächlich, daß er so etwas erlebt hat?«
»Ja. Unter anderem. Es ist viel passiert. Ihr kennt den Planeten. Ihr wißt, daß es Stellen gibt, die vollkommen verschieden sind. Denkt an die Wüsten, die Steppengebiete und auch an den Höllensumpf, dem der Schwarze Tod entstiegen ist. Das alles ist der Planet der Magier, und er läßt sich sogar durch Träume beeinflussen. Sie werden dort Wirklichkeit, was auch Kara bereits zu spüren bekommen hat, wie ich inzwischen weiß.«
Die Schöne aus dem Totenreich nickte. »Ja, es war nicht einfach für uns alle«, gab sie zu. »Selbst ich hatte Schwierigkeiten. Wenn John sich so tief in der Vergangenheit befindet, wie wir annehmen, dann hat er es nicht allein mit dem Schwarzen Tod als Gegner zu tun, auch

mit den Großen Alten, denn sie haben ihn erschaffen.«
Der Eiserne stimmte Kara zu.
Myxin hatte in den letzten Minuten nicht gesprochen. Jetzt drehte er den Kopf und wandte sich an den Besucher. »Wie ich dich kenne, möchtest du in das Land.«
»So ist es. Aber mit euch zusammen«, lächelte er.
»Wir sollen in die Vergangenheit reisen und auf uns selbst treffen?« fragte Myxin. Dabei runzelte er die Stirn. »Wir müßten den Schnittpunkt der Zeiten überwinden. Hoffentlich gelingt uns dies.«
»Hast du das noch nie geschafft?« fragte der Eiserne.
»Doch, schon, aber ich tue es nicht gern.«
»Wobei sich mir eine Frage stellt«, fuhr der Eiserne Engel fort.
»Wenn wir so weit in die Entstehungsgeschichte des Planeten vordringen, kann es dann sein, daß du, Myxin, überhaupt schon existiert hast?«
Jetzt lächelte der kleine Magier. »Diese Zeit fiel auch mit der Entstehung meiner Existenz zusammen.«
»Das hatte ich mir gedacht«, erwiderte der Eiserne, bevor er sich an Kara wandte. »Wie ist es mit dir?«
»Ich war zu dem Zeitpunkt noch nicht geboren«, erwiderte die Schöne aus dem Totenreich. »Meine Existenz begann erst viel später, als es schon all das gab, was wir jetzt bekämpfen.«
Der Eiserne nickte. »So etwas hatte ich mir gedacht. Dann habe ich praktisch als einziger bestanden.«
»Es sieht so aus.«
Der Eiserne dachte nach. »Wenn John Sinclair in dieser Zeit verschollen ist, hat er so gut wie keine Chance, denn er ist allein. Nur von Feinden umgeben.«
»Wer wäre das genau?« fragte Kara.
Der Eiserne Engel begann mit der Aufzählung. »Natürlich der Schwarze Tod. Dann diejenigen, die ihn erschaffen haben, die Großen Alten, und auch die goldenen Skelette.«
»Wer ist das?« fragte Kara.
»Ich kenne sie«, erwiderte Myxin.
»Man hat von ihnen gesprochen, denn sie gehörten zu den Abtrünnigen. Als Weißmagier bekämpften sie das Böse, das schließlich stärker wurde als sie und ihnen keine Chance ließ. Deshalb kehrten sie um. Die Pyramide aus Gold, die sie als Schutz gegen die Kräfte der Finsternis gebaut hatten, diente nun ihnen als Brutstätte Schwarzer Magie. Außerdem haben die Großen Alten die Kontrolle übernommen, und gegen sie anzukommen, ist mehr als schwer.«
»Schafften es auch die Stummen Götter nicht?« wollte Kara wissen.
»Nein, damals war schon alles entschieden. Der erste große Kampf hat noch weit vor der Entstehung des Schwarzen Tods stattgefunden.

Da veränderte sich der Kontinent noch, und die Stummen Götter, die Gegner der Großen Alten, verloren. Aber sie befinden sich nicht auf dem Planet der Magier, sondern in Atlantis selbst, doch das wollen wir einmal dahingestellt sein lassen. Uns geht es darum, John Sinclair zu helfen.«

Myxin und Kara nickten synchron.

»Wobei ich mich frage«, sagte der kleine Magier, »wie es kommt, daß wir davon nichts wußten.«

»Man wird euch abgeschottet haben«, erwiderte der Eiserne. »Die andere Seite hat euch schließlich als Gegenpol anerkannt. Sie weiß genau, daß sie in euch beiden gefährliche Gegner hat, und wird sich hüten, euch Informationen zukommen zu lassen. So sehe ich es.«

»Das stimmt«, gaben Kara und Myxin ihrem Gast recht.

»Aber sie sollen sich getäuscht haben«, flüsterte der Eiserne und lachte auf. »Wir sind gewissermaßen eine Ersatzreserve, und ich kann euch sagen, daß wir dies auch ausnutzen.«

»Du hast natürlich einen Plan«, stellte Myxin fest.

»Natürlich«, gab der Eiserne Engel zurück. »Ich möchte, daß du deine starke Waffe einsetzt.«

»Klar«, sagte der kleine Magier und nickte. »Ich werde die Totenmaske holen…«

***

»Johhhnnn…!«

Suko hatte den Schrei ausgestoßen und damit den Namen seines besten Freundes gerufen, denn er hatte John Sinclair sehen können.

Zeit und Raum trennten die beiden, dennoch war es zu einem Sichtkontakt zwischen ihnen gekommen, da sie sich gewissermaßen am Schnittpunkt der Zeiten befanden, und zwar dort, wo die Gegenwart und die Vergangenheit miteinander verschmolzen.

Schuld daran war der Würfel des Unheils!

Er befand sich noch immer auf dem Schoß der regungslos daliegenden Jane Collins, und er hatte in seinen Flächen Szenen aus einer fernen Vergangenheit gezeigt. So war es Suko gelungen, weit nach Atlantis hineinzuschauen. Dort hatte er seinen Freund John Sinclair entdeckt, zusammen mit den drei goldenen Skeletten und auch dem Würfel des Unheils, auf den John Sinclair in der Vergangenheit zugegangen war.

Das hatte auch Jane Collins gespürt. Die »Tote« erwachte plötzlich zu neuem Leben. Nicht daß sie aufgestanden wäre, nein, sie bewegte nur ihre Lippen, um die anderen zu warnen, wobei sie gleichzeitig John Sinclair gemeint hatte, der in der Vergangenheit dabei war, den Würfel an sich zu nehmen.

Jane wollte es nicht. Sie ahnte Schreckliches, aber John hatte sich

nicht beirren lassen!
Dann war es passiert.
Zeiten kollidierten miteinander. Es entstand Energie. Aus zwei Würfeln wurde einer, und die reine Energie, die sich in Licht umgewandelt hatte, hüllte Suko ein, der in der Gegenwart ebenfalls nach dem Würfel gegriffen hatte.
Der Inspektor fühlte sich wie ein Versuchskaninchen. Er stand inmitten dieser Energieflamme und hatte das Gefühl, auseinandergerissen zu werden. Aber auch John Sinclair sah er. Zum Greifen nahe schien er zu sein, nicht mehr verkleinert wie innerhalb des Würfels, sondern so groß und normal.
Es war unbeschreiblich.
Suko hatte den Namen seines Freundes geschrien. Er wollte nach John greifen, aber da waren andere Kräfte, die dies nicht zuließen.
Sie torpedierten die Absicht, und Suko gelang es nicht, sich vom Fleck zu rühren.
Er blieb in seiner Haltung und spürte innerhalb seines Körpers die gewaltigen Lichtstöße, die ihn wie ein heißer Strom zerschnitten und durchzuckten.
Furchtbare Sekunden machte der Inspektor durch. Gleichzeitig funktionierten seine Gedanken, er wußte Bescheid, sah alles klar und deutlich, aber trotz seines Durchblicks konnte er nichts unternehmen, um seinem Freund John beizustehen.
Andere Kräfte waren stärker. Sie hielten die beiden Männer voneinander getrennt, so konnte Suko nur hoffen, daß sie überleben würden.
Die Zeit dehnte sich. Sekunden wurden zu kleinen Ewigkeiten, wie man oft sagt. Suko spürte das Zittern und hatte das Gefühl, als würde sich die Welt um ihn herum verändern.
Die Gegenkräfte nahmen zu.
Dann hörte er noch eine fremde Stimme, und wenig später, als das Licht noch einmal intensiv strahlte, da glaubte er, vom Boden abheben zu müssen.
Was tatsächlich geschah, bekam er nicht mit.
Und auch nicht die Familie Canotti.
Alle waren in den unheimlichen Kreislauf der Zeiten geraten…

***

Auch Pernell Kent war überrascht worden. Er selbst bezeichnete sich als einen Typ, den nichts so leicht erschüttern konnte. Seitdem er aber einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte und unter dem Schutz des Höllenherrschers stand, hatte sich die Welt auch für ihn verändert.
Pernell Kent hatte Dinge erlebt, die man normalerweise nicht für möglich hält.

Morde auf höllische Art und Weise. Zeitsprünge und den direkten Kontakt mit dem Satan, der ihm, Kent, das Leben gerettet hatte und nun eine kleine Gegenleistung verlangte.

Zwei Dinge sollte Kent übernehmen.

Erstens eine abtrünnige Hexe namens Jane Collins endgültig vernichten, und zweitens einen Würfel an sich bringen, um ihn später dem Satan zu übergeben.

So sah die Sache aus.

Eigentlich ganz leicht und einfach, doch Pernell Kent war gewarnt worden. Er hatte vor dem Flugzeug, wo sich die abtrünnige Hexe zusammen mit dem Würfel aufhielt, die bleichen Skelette gefunden.

Überreste getöteter Menschen und auch einen normalen Toten in Pilotenkluft. Dies alles hatte den harten Detektiv sehr nachdenklich werden lassen, und er war auf dem kleinen, von Weinbergen umgebenen Plateau sehr vorsichtig an die dort stehende Maschine herangeschlichen.

Asmodis hatte ihm einige Informationen mit auf den Weg gegeben, nur nicht die, daß sich mehrere Personen in der Maschine aufhielten.

Wie viele es genau waren, wußte er nicht zu sagen, rechnete aber lieber mit mehr Gegnern als mit weniger.

Ungesehen, so hoffte er, war er an das Flugzeug herangekommen.

Er brauchte sich nur noch durch die offene Einstiegsluke zu schwingen, um den Innenraum zu betreten.

Dann passierte es.

Woher das Licht gekommen war, hatte er nicht gewußt. Es war plötzlich dagewesen, eine gewaltige Explosion hatte ihn eingehüllt und geblendet. Im ersten Augenblick war er liegengeblieben, weil er dachte, die Welt ginge unter.

Dem war nicht so.

Sehr schnell stellte der Höllen-Detektiv fest, daß alles normal lief und ihm das Licht nichts tat. Körperlichen Schaden richtete es bei ihm nicht an, auch keinen seelischen, er konnte sich frei bewegen und stellte nur fest, daß sich die ihn umgebende Luft verändert hatte. Sie wirkte plötzlich klarer, sie war rein und sie war sehr gut zu atmen.

Ein nie erlebter Kraftstrom durchtoste ihn, den er auch ausnutzen wollte.

Pernell Kent hatte bis zu diesem Zeitpunkt am Boden gelegen.

Das änderte er nun. Im Vertrauen auf die neue Kraft stemmte er sich in die Höhe und öffnete die Augen.

Kent sah seine Umgebung sehr scharf, wenn auch in einer etwas anderen Farbe, denn es kam ihm vor, als würde er das Flugzeug so sehen wie auf einem überbelichteten Foto.

Eine hellere Farbe herrschte vor.

Kent dachte an seinen Job. Er mußte in die Maschine hinein, die

Frau umbringen und den Würfel an sich nehmen.
Es machte ihm nichts aus, daß er vorhatte, einen Mord zu begehen.
Weshalb auch? Menschlich reagierte er nicht mehr. Das konnte er sich gar nicht leisten, denn er war dem Satan versprochen. Wer dem diente, hatte alles Menschliche auszuschalten.
Das merkte auch Pernell Kent.
Er knickte ein wenig in den Knien ein, sammelte Kraft, streckte die Arme aus und torpedierte sich in die Höhe.
Mit einem gewaltigen Sprung erreichte er die offene Luke, wo er sich festklammerte.
Das klappte hervorragend.
Für einen Moment schwang sein Körper noch auf und ab, dann setzte er abermals Kraft ein und zog sich in die Höhe. Ein Klimmzug reicht ihm völlig aus.
Geduckt kroch Kent in das Innere der Maschine. Sehen konnte er kaum etwas. Der luxuriös eingerichtete Passagierraum war erfüllt von diesem gleißenden Licht, das ihm jetzt die Sicht nahm. Wo er hinschaute, nur die strahlende Helligkeit, die ihm schwer zu schaffen machte.
Dennoch sah er die Gestalten seltsam schattenhaft. Und Pernell Kent hatte auch die Nerven, die Anzahl der Personen zu zählen. Auf drei kam er.
Eine Frau und zwei Männer.
Aber war das die abtrünnige Hexe?
Kent wollte es nicht glauben. Er blickte nach links, sah dort das Zentrum des Lichts und glaubte, innerhalb der strahlenden Helligkeit noch weitere Menschen zu sehen.
Sicher war er allerdings nicht. Außerdem traf etwas ein, das seine Pläne umwarf.
Es war das Inferno.
Kein Sturmwind kam auf, dennoch packten ihn die anderen Kräfte und zogen ihn an sich.
Er hörte sich schreien, verlor den Bodenkontakt und vernahm auch die Rufe der anderen.
Der Sog wurde stärker.
Irgend etwas schlug über ihm zusammen, als hätte jemand mit einem Hammer zugedroschen.
Dann gingen auch für Pernell Kent sämtliche Lichter aus. Er war ein Gefangener der Zeiten geworden…

***

Es war einfach unbeschreiblich! Auch mich hatte die grelle Lichtexplosion voll getroffen und es geschafft, mich gewissermaßen zum Statisten zu degradieren. Ich konnte einfach nichts tun, der

Würfel hatte seine Kräfte ausgespielt und eine Magie geweckt, gegen die ich machtlos war.
Ein Chaos umgab mich.
Grelle Helligkeit, fast schmerzhaft, und das Wissen, es nicht mehr aus eigener Kraft zu schaffen. Bei mir schnitten sich die Zeiten, ich hätte auf die Warnungen der Stimmen hören sollen, jetzt mußte ich meine eigene Neugier ausbaden.
Wie weit gingen diese Kräfte? Wollten sie mich zerstören? Hatten sie vielleicht vor, mich in den Tod zu schicken?
Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich, während ich weiterhin ein Gefangener anderer Kräfte blieb.
Über das Problem Zeit brauchte ich erst gar nicht nachzudenken.
Ich wußte nicht, wie viele Stunden, Tage oder auch nur Minuten vergangen waren. Das alles hatte seine Bedeutung für mich verloren, und ich betrachtete mich als Mittelpunkt einer ungewöhnlich starken Magie.
Dennoch gewöhnte ich mich daran.
Das wiederum konnte ich ebenfalls kaum fassen, aber es war so.
Die Magie tat mir nichts, ich fand mich damit ab, und es gelang mir sogar, meine eigenen Gedankengänge zu fassen und in die richtigen Bahnen zu lenken. Zudem ereignete sich etwas, mit dem ich überhaupt nicht gerechnet hatte, denn aus dem grellweiß strahlenden Zentrum des Lichts kristallisierte sich jemand hervor, den ich kannte.
Es war kaum zu glauben, und auch ich rechnete mit einem Trugbild.
Wie sollte mein Freund und Kollege Suko zu mir kommen, wo ich doch in der Vergangenheit war?
Aber er war es, daran bestand kein Zweifel. Ich sah sein Gesicht, seine Gestalt und hörte auch, wie er meinen Namen schrie. Er brüllte ihn hinaus, und ich hätte ihm gern geantwortet, aber ich war einfach nicht in der Lage, es zu tun.
Mein Körper reagierte nicht. Die physischen und psychischen Kräfte standen unter dem Einfluß eines anderen, der nur zuließ, daß ich das erkannte, was sich in meiner unmittelbaren Umgebung abspielte.
Und das war eben Suko!
Qualen zeichneten sein Gesicht. Er mußte die gleichen Empfindungen verspüren wie ich und ebenso hilflos sein. Zum Greifen nahe standen wir uns gegenüber, dennoch getrennt durch Raum und Zeit und durch das Eingreifen einer schwarzmagischen Kraft, die stärker war als wir.
Aber nicht allein Suko befand sich innerhalb des Zentrums, auch noch eine andere Person.
Jane Collins!
Ihr Anblick gab mir den zweiten Schock. Ich sah sie in der Vitrine liegen. Noch in derselben Haltung wie damals, als wir mit ihr

zusammen das Flugzeug betreten hatten.
Unbeweglich und blaß. Aber mit einem auf mich gerichteten Blick.
Auch ich schaute sie an und hatte das Gefühl, in ihren Augen lesen zu können. Sie wollte mir etwas mitteilen. Worte waren nicht zu verstehen, so mußte ich aus den Blicken lesen und versuchte verzweifelt, sie zu identifizieren.
War es eine Warnung? War es vielleicht Freude darüber, daß sie mich endlich geschafft hatte?
Ich konnte nichts dergleichen feststellen. Vielleicht war ich auch zu schwach, um den Ausdruck ihrer Augen richtig deuten zu können, jedenfalls gab es keine Verbindung zwischen uns.
Dafür geschah etwas!
Einen Knall hörte ich zwar nicht, dennoch hatte ich das Gefühl, als wäre ein gewaltiges Band zerrissen worden, das die Verbindung zwischen uns aufrechterhalten hatte.
Die Szene verschwamm vor meinen Augen. Ich sah keinen Suko mehr, keine Jane Collins und keine Vitrine. Alles wurde so anders, so bleich und gleichzeitig milchig.
Verschwommen wäre der richtige Ausdruck gewesen. Nur farbig verschwommen, denn ich hatte das Gefühl, die übrige Welt durch eine Milchglasscheibe zu betrachten.
Stimmte das überhaupt?
Glauben wollte ich es nicht, behielt die Augen weiterhin offen und starrte nach links.
Das gleiche.
Verschwommen, milchig, dabei in einer Farbe schimmernd, die zwischen Rot und Violett lag.
Ich richtete meinen Blick nach oben, erkannte keine Änderung, auch dann nicht, als ich woanders hinschaute.
Es blieb…
Die Vergangenheit der Welt, in der ich mich befand, steckte voller Überraschungen.
Das wurde mir in diesen Augenblicken klar, denn man hatte mich in eine neue Lage hineinmanövriert.
Wie sollte ich da herauskommen?
Meine Gedanken wurden abgelenkt, denn etwas schob sich von außen her auf mich zu. Es waren Finger. Und sie gehörten zu einer gespreizten Hand, die einen goldenen Schimmer abstrahlte.
Näher und näher kam die Hand, wurde größer, wobei sie für mich schon mit der Klaue eines Riesen zu vergleichen war.
Es gelang mir noch soeben, an der Hand vorbeizuschauen, und sah dahinter etwas Knöchernes, das rotviolett schimmerte.
Ein Skelettschädel.
Auch übergroß und damit genau im Verhältnis zu dieser Klaue

stehend. Das alles stimmte, es mußte stimmen und auch der rotviolette Schein, der einfach dazu gehörte.

Mir kam es so vor, als hätte jemand ein hinderliches Tuch vor meinen Augen weggerissen, denn nun sah ich klarer, und ich wußte genau Bescheid, wo ich mich befand.

Es war Wahnsinn, unwahrscheinlich, aber eine verdammte Tatsache.

Ich steckte als Gefangener im Würfel des Unheils!

***

Bombardieren!

Dieses eine Wort geisterte im Kopf des Superintendenten Sir James Powell herum, und er bekam jedesmal eine Gänsehaut, wenn er intensiv darüber nachdachte.

Bombardieren!

Ein Wort, das Sir James überhaupt nicht gefiel. Es machte ihn regelrecht krank, wenn er daran dachte. Jedesmal, wenn er an das Telefongespräch dachte, das er mit den verantwortlichen Männern in Italien geführt hatte, rann eine Gänsehaut über seinen Rücken.

Das entführte Flugzeug war gefunden worden. Man hatte auch einen Stoßtrupp Soldaten losgeschickt, um die Maschine zu stürmen. Fünf Männer hatten den Angriff mit dem Leben bezahlen müssen. Sie waren von dem unheimlichen und wie Säure wirkenden Todesnebel erfaßt worden, der ihre Existenz gnadenlos ausgelöscht hatte.

Fünf Tote.

Sir James ballte die Hände. Er hatte mit dem Einsatzleiter, einem NATO-Major namens Russell, gesprochen und dessen Vorschläge vernommen.

Bombardieren!

Das war es. Als einzige Möglichkeit war diese Alternative geblieben, daran gab es nichts zu rütteln. Und auch Sir James hatte eigentlich zustimmen wollen und sich Bedenkzeit erbeten, denn er setzte seine Hoffnungen auf den Eisernen Engel. Bei einem Besuch hatte ihm dieses Wesen erklärt, daß es alles daransetzen würde, um John Sinclair, der in der Vergangenheit verschollen war, zu finden.

Sollte der Eiserne Engel keinen Erfolg damit haben, blieb nur die eine Möglichkeit.

Die Nacht hatten Sir James und Glenda Perkins durchwacht.

Längst war der Morgen angebrochen. Im Osten war die Sonne aufgegangen. Sie erinnerte an einen hellgelb lackierten Ball und sandte schon jetzt heiße Strahlen in das morgendliche und vom Verkehr aufgewühlte London.

Bald würde die Luft zwischen den hohen Häusern kochen und der Teer anfangen zu schmelzen.

Sir James wandte sich ab, Wieder schaute er auf seine Uhr. Dabei

dachte er daran, daß er dies innerhalb weniger Minuten mindestens acht bis neunmal getan hatte.

Aber er konnte nicht anders.

Die Frist neigte sich dem Ende zu. Wenn tatsächlich Flugzeuge ausgeschickt wurden, um die gelandete Maschine in die Luft zu sprengen, starb auch ein Mann, der für Scotland Yard arbeitete und der beste Freund des Geisterjägers John Sinclair war.

Nämlich Suko!

Konnte Sir James das zulassen? Hier ging es um die Sache, und er mußte, das verlangte man von ihm, unparteilich und nüchtern denken.

Gefühle durften keine Rolle spielen, doch so etwas sagte sich alles so leicht. In der Theorie spielte man es oft genug durch, wurde daraus jedoch Praxis, wußte man nicht, wie man handeln sollte.

Der Superintendent hatte nachgedacht. Hin und her hatte er überlegt.

Wie er es auch drehte, er war stets davon überzeugt, genau das Falsche zu tun.

Er steckte in einer schrecklichen Zwickmühle und fragte sich, wie er da herauskommen sollte.

Als Chance gab es noch den Eisernen Engel, doch der hatte bisher nichts von sich hören lassen.

Oft genug warf Sir James einen Blick auf das Telefon. Bisher war es stumm geblieben. Zudem hatte sich der Superintendent sämtliche fremden Anrufe verbeten, nur der wichtige, der aus Italien kam, sollte durchgelassen werden, den der Eiserne Engel würde sich nicht telefonisch melden, das stand für Sir James fest.

Er erinnerte sich nicht daran, sich jemals in einer so schlimmen Verfassung befunden zu haben. Auch in seinem Büro konnte er es nicht aushalten. Er verließ das Zimmer.

Auf dem Flur blieb er stehen. Das Gebäude lebte. Er hörte zwar keine lauten Geräusche, aber es war mehr los als in der Nacht, das konnte jeder spüren.

Auch Sir James. Und er dachte dar, daß seine besten Männer wohl bald nicht mehr leben würden.

Und er trug einen Teil der Schuld, wenn er zuließ, daß die Maschine zerbombt wurde.

In diesen Augenblicken entschied sich Sir James. Er machte sich selbst dabei Mut und unterstrich seine Entscheidung durch ein demonstratives Nicken.

Dann ging er weiter und betrat das Vorzimmer, wo Glenda Perkins sich zurückgezogen hatte. Da Sir James die Tür nicht hart aufgestoßen hatte, fand er Glenda schlafend vor.

Sie saß auf ihrem Schreibtischstuhl, hatte ihren Oberkörper nach vorn gedrückt und die Stirn auf die Schreibmaschine gelegt. In dieser

Haltung war sie eingeschlafen.
Ein knappes Lächeln huschte über das Gesicht des Superintendenten.
Er gönnte Glenda den Schlaf. Schließlich hatte sie die Nacht über gewacht, irgendwann fordert die Natur eben ihr Recht.
Auch Sir James war nicht mehr der frischeste von allen. Hätte er sich jedoch jetzt hingelegt, es wäre ihm unmöglich gewesen, auch nur eine Mütze voll Schlaf zu nehmen. Zu sehr drückten ihn die Sorgen. Er betrat das Büro der beiden Geisterjäger.
Dicht hinter der Schwelle blieb er stehen. Die Blicke des Mannes schweiften durch den leeren Raum.
Ja, er wirkte leer. So ungewöhnlich verlassen. Keine Spur mehr von den Personen, die darin arbeiteten. Kein kalter Zigarettenrauch, nicht der Hauch eines Rasierwassers, ein Schreibtisch, auf dem sich Mitteilungen und Notizen in Ablagekörben stapelten.
Dieses Büro machte auf Sir James den Eindruck, als würden die beiden Geisterjäger schon nicht mehr leben.
Furchtbar…
Wieder rann es kalt über den Rücken des Mannes. Er wollte nicht mehr länger bleiben, drehte sich um, verließ den Raum und hörte Glendas erschreckten Ruf!
»Sir!«
Sie war eben erwacht. Die Augen noch müde vom Schlaf, das schwarze Haar zerwühlt.
»Guten Morgen«, sagte der Superintendent.
Glenda lachte leise. »Bezeichnen Sie diesen Morgen wirklich als gut, Sir James?«
»Kaum.«
»Demnach gibt es von John noch immer keine Spur?«
Sir James nickte. Er schaute Glenda an, die neben ihrem Stuhl stand und die Arme auf die Lehne gestützt hatte. Sie machte einen bemitleidenswerten Eindruck. Das Make-up war verlaufen.
Schwarze Spuren zeichneten ihre Wangen. Dadurch trat die Bleichheit des Gesichts noch deutlicher hervor.
Unter den Augen sah Sir James die dicken Ringe. Sie bildeten ein Muster auf der Haut.
»Was machen wir denn jetzt?« fragte Glenda leise.
»Warten.«
»Auf den Eisernen Engel?«
»Das ist unsere einzige Spur«, erklärte Sir James. »Ich weiß mir sonst keinen Rat.«
»Und aus Italien ist auch noch kein Anruf gekommen?«
»Nein, bis jetzt nicht. Aber die Frist läuft in wenigen Minuten ab. Dann muß ich mich entschieden haben.«
Glenda traute sich kaum, die Frage zu stellen. Daß sie innerlich unter

einer starken Spannung litt, war daran zu erkennen, wie sehr sie die Hände um die Stuhllehne verkrampfte. Es sah so aus, als wollte sie alles wissen, dann schüttelte sie den Kopf und flüsterte kaum hörbar: »Nein, Sir, sagen Sie nichts. Ich… ich …« Sie hob die Schultern und preßte hart die Lippen aufeinander, um so das Schluchzen zu unterdrücken.

»Ich verstehe.« Abermals schaute der Superintendent auf seine Uhr.

Innerlich erschrak er, denn die Zeitspanne war abgelaufen. Wenn di Conti auf Draht war, würde er jetzt anrufen. Das Gespräch wollte Sir James in seinem Büro entgegennehmen.

Er war schon auf dem Weg und fast an der Tür, als sich der Apparat auf Glendas Schreibtisch meldete. Als ob Sir James es geahnt hätte, stoppte er seinen Schritt, drehte sich um und sah, daß Glenda abhob. Sie meldete sich mit leiserer Stimme als üblich.

Als sie ein »Si« sagte, wußte Sir James Bescheid. Jetzt konnte er nicht mehr ausweichen.

»Geben Sie mir den Hörer, ich werde hier reden!«

»Wollen Sie, daß ich den Raum verlasse, Sir?« erkundigte sich Glenda.

»Nein, nicht nötig.« Er ließ sich von der dunkelhaarigen Sekretärin den Hörer reichen.

Glenda hatte sich nicht wieder gesetzt. Ihr Stuhl war frei, und Sir James ließ sich auf die Sitzfläche fallen. »Signore di Conti?« rief er fragend in den Hörer.

»Ja, ich bin es, Sir James.«

»Gut, Sie sind pünktlich. Wie ist es gelaufen?«

Der Mann vom italienischen Geheimdienst SIFA lachte krächzend.

»Wie es gelaufen ist, kann ich Ihnen sagen, Sir. Unsere Bomber stehen bereit. Die Triebwerke laufen. Wir warten nur noch auf Ihre Entscheidung. Deshalb meine Frage. Hat sich bei Ihnen etwas getan?«

»Nein! Aber wenn wir die Frist möglicherweise um zwei Stunden verlängern könnten, hätten wir etwas gewonnen.«

Nach diesem Vorschlag wurde Sir James von Glenda Perkins beobachtet. Sie wartete darauf, daß der Italiener zustimmte, aber der schien sich negativ entschieden zu haben, denn Glenda hörte, wie der Superintendent antwortete: »Sie lassen sich nicht umstimmen?«

»So ist es, Sir.« Di Conti hustete. »Sehen Sie mal! Das Verbrechen, wenn ich das so nennen darf, ist in Italien geschehen oder in unserem Luftraum. Wir tragen die Verantwortung, und wir müssen entscheiden, nicht Sie im fernen London.«

»Wenn Sie es so sehen, haben Sie natürlich recht.«

»Das muß ich so sehen, Sir.«

»Dann steht es also fest?«

»Si, Sir James. Wir werden bombardieren. Es ist mit der NATO

Einsatzleitung alles abgesprochen.«
»Natürlich.«
»Soll ich Sie anrufen, wenn alles vorüber ist?«
»Ja, tun Sie das.«
»Und kann ich auch Ihre Zustimmung zu dieser Maßnahme erwarten, Sir James?«
Plötzlich schwitzte der Superintendent noch stärker. Obwohl er sich längst entschieden hatte, fiel ihm die Antwort schwer.
»Sagen Sie doch was!«
Glenda Perkins hatte zwar nicht alles verstanden, sie ahnte jedoch, um was es ging. Ihre Blicke ruhten gespannt auf dem gebeugten Rücken des Polizeioffiziers.
»Es tut mir leid, Signore di Conti. Von mir bekommen Sie die Zustimmung zur Bombardierung nicht.«
Selbst der Italiener war überrascht. Er schwieg einige Sekunden.
»Dann tut es mir leid für Sie. Ich kann hier nichts mehr ändern, da Sie keine neuen Erfolge erzielt haben.«
»Rufen Sie mich an?« fragte Sir James leise.
»Klar, wenn alles vorbei ist. Bis später, Sir.« Der Italiener hängte ein.
Sir James saß wie ein alter Mann auf dem Drehstuhl und schüttelte den Kopf. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und als er den Kopf hob, glich seine Gesichtshaut der eines Toten. So bleich und blutleer war sie.
Glenda Perkins erschrak darüber. »Ist Ihnen nicht gut, Sir?« fragte sie besorgt. »Soll ich Ihnen Tabletten bringen?«
»Nein, lassen Sie.«
Glenda wußte, daß sie den Mann jetzt nicht ansprechen durfte. Sir James hatte eine schwere Entscheidung getroffen. In der Sache war sie vielleicht falsch gewesen, aber menschlich hatte er richtig reagiert.
Glenda hätte nichts anderes getan.
Das Gesicht des Mannes glich einer Maske. Der Schweiß rann von der Stirn nach unten und lief in bizarren Bächen über die bleichen Wangen des Superintendenten. Die Brille war nach vorn gerutscht.
Ihre Gläser beschlagen. Die Hände hatte Sir James gefaltet.
Es mußten schwere Gedanken sein, die ihn quälten. Das las Glenda von seinem Gesicht ab. Manchmal zuckte sein Mund, wenn er die Lippen bewegte, aber kein Laut drang hervor.
Wie ein Todkranker stemmte er sich in die Höhe und begann damit, den Raum zu durchwandern.
Vier Schritte hin, vier weitere zurück. Manchmal blieb er stehen und schüttelte den Kopf, als wäre er dabei, finstere Gedanken zu verscheuchen. Und plötzlich nickte er.
Für Glenda Perkins ein Beweis, daß ihr Chef einen Entschluß gefaßt hatte.

»Sir, kann ich jetzt etwas für Sie tun oder Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Der Mann schaute sie an und blickte gleichzeitig hindurch. Er war völlig geistesabwesend, so daß es Glenda mit der Angst zu tun bekam.

Sie wollte schon nachfragen, vielleicht hatte Sir James die Frage auch nicht verstanden, als ihr Chef den rechten Arm hob und auf sie wies.

»Ja, Glenda, Sie können etwas für mich tun.«

»Gern, Sir. Und was?«

»Holen Sie Ihren Stenoblock. Ich möchte Ihnen etwas diktieren. In den letzten Minuten habe ich mich dazu entschlossen.«

»Gut Sir. Was möchten Sie diktieren? Einen Brief?«

Um die Mundwinkel des Superintendenten zuckte es. »Ja, meine Liebe, mein Abschiedsgesuch…«

***

Ich steckte im Würfel des Unheils!

Diese Tatsache stand fest, und eigentlich hätte ich vor Angst schreien müssen, aber das konnte ich einfach nicht, denn ich verspürte nicht einmal Furcht, sondern nur Neugierde. Vielleicht auch deshalb, weil ich noch lebte und meine Gedanken unter Kontrolle bekam, die allerdings jetzt weit zurückeilten.

Sie drehten sich im Würfel!

Ich dachte daran, wie ich ihn zum erstenmal gesehen und welche Kämpfe es anschließend um ihn gegeben hatte. Zahlreiche Dämonen und auch Menschen hatten den Würfel an sich reißen wollen. Unter anderem auch ich. Und jetzt befand ich mich in ihm.

Welch ein Wunder!

Aber an Wunder wollte ich nicht so recht glauben. Daß ich in dem Würfel steckte, hatte seine Bedeutung. Es mußte einfach ein Motiv geben, und ich begann, darüber nachzugrübeln, während die golden schimmernde Knochenhand allmählich aus meinem Blickfeld verschwand, da sich das Skelett zurückzog.

Ein wenig wohler wurde mir schon.

Und die Erklärung fand ich auch. Ich brauchte nicht einmal so intensiv nachzudenken. Ich hatte ja selbst Schuld. Durch mein Eingreifen, durch das Fassen nach dem Würfel, hatte ich mit den Zeiten gespielt und sie durcheinandergebracht.

Vergangenheit und Gegenwart hatten sich an einem Schnittpunkt zusammengefunden, wobei die magische Kraft der Vergangenheit stärker gewesen war und mich wieder zurückgerissen hatte.

Nun befand ich mich dort, wohin mich die Magie getrieben hatte.

Auf dem Grund der geheimnisvollen Pyramide, in der die Skelette nach schwarzmagischen Riten lebten.

Aber wie sollte es weitergehen?

Eine Antwort gab ich mir selbst nicht, ich hörte sie von anderen.

Plötzlich waren wieder die seltsamen, geisterhaft klingenden Stimmen da, die ich schon auf meiner Reise in die Tiefe des Höllensumpfs gehört hatte. Da hatten sie mich gewarnt, nun lachten sie mich zwar nicht gerade aus, aber ich glaubte dennoch, eine gewisse Schadenfreude herauszuhören.

»Wir haben es dir ja gesagt, Fremder. Du hättest auf uns hören sollen. Weshalb wolltest du den Würfel an dich nehmen? Weshalb? Sage es uns, wir hören dir zu.«

»Weil ich ihn schon immer besitzen wollte.«

»Das wollen viele. Die meisten von ihnen haben sich daran die Finger verbrannt. Denke daran…«

»Ich auch?«

»Natürlich, denn du bist nicht allwissend. Der Würfel wird dir Unglück bringen. Du bist in ihm gefangen und wirst bald so werden, wie wir auch sind.«

»Und wer oder was seid ihr?«

Ich hörte das Lachen, das mir wie ein Singsang vorkam. »Kannst du dir das wirklich nicht denken? Hast du uns nicht schon oft genug gesehen, wenn wir durch gedankliche Kraft auf die Reise geschickt werden, um zu töten und zu zerstören?«

Hoppla, auf einmal wußte ich genau, wer da zu mir gesprochen hatte.

Das war der Todesnebel. Und er setzte sich aus schattenhaften Geistwesen zusammen, aus verlorenen Seelen. Sie also waren innerhalb des Würfels konzentriert und versprachen mir, daß ich zu einem der ihren werden sollte.

»Nun – hast du es begriffen?«

»Ich glaube schon«, erwiderte ich leise.

»Dann wirst du auch wissen, welch ein Schicksal dir bevorsteht. Sobald jemand den Würfel aktiviert und den Todesnebel produzieren will, wirst du dich auflösen und eingehen in die Schar der Geister, die ausersehen sind, den Befehlen des Meister und Besitzers des Würfels zu gehorchen. Das wollten wir dir mitteilen…«

Ich konnte den Schauer der Furcht nicht stoppen, der mir bei diesen Worten über den Rücken gelaufen war. So etwas zu hören, war einfach grauenhaft und schrecklich. Jetzt erst wurde mir bewußt, wie hilflos ich war, denn man hatte mich durch diese Reise völlig anders gelagerten Kräften ausgeliefert.

Was tun?

Ich hatte keine Ahnung, denn ich kam aus eigenen Kräften nicht aus diesem Gefängnis heraus. Wie ein Zwerg steckte ich in dem Würfel und dachte daran, daß man mich schon einmal verkleinert hatte.

Damals war dies dem Hexer von Paris gelungen, und auch zu der Zeit hatte der Schwarze Tod seine Finger mit im Spiel gehabt.
Trotz meiner bescheidenen Lage gab ich nicht auf. Ich beobachtete auch die Umgebung. Die Geisterscheinungen entdeckte ich nicht.
Ich hatte nur ihre Stimmen gehört. Dafür bemerkte ich jetzt etwas anderes, als ich durch die Wände des Würfels schaute.
Die goldenen Skelette zogen sich zurück. Und das taten sie auf eine wirklich seltsame Art und Weise.
Sicherlich schritten sie dabei. Dennoch kam es mir komisch vor, als würden sie sich auflösen, und das lag bestimmt nicht am Glas des Würfels.
Nein, in der unmittelbaren Umgebung des Quaders geschah etwas völlig anderes.
Aber was?
Ich wartete. Unruhig natürlich, blickte nach rechts, links, vorn und hinten, damit ich etwas entdecken konnte.
Ja, das Bild wechselte.
Plötzlich und eigentlich völlig unerwartet, sah ich etwas anderes.
Keine goldenen Skelette mehr, sondern einen vorhangähnlichen Stoff, der eine große Falte warf.
Zuerst kam ich damit nicht zurecht, bis ich den Blick höher wandern ließ und praktisch durch die gläserne Decke des Würfels schaute.
Da sah ich es.
Mein Herz setzte fast aus, so sehr war ich von dem Anblick überrascht worden. Vielleicht noch schlimmer als beim erstenmal. Denn jetzt sah ich keine Skelette mehr, sondern ein Frauengesicht aus nächster Nähe.
Es gehörte einer alten Bekannten.
Jane Collins!

***

Sir James hatte eine halbe Stunde benötigt, um seinen Rücktritt zu diktieren. Einige Male hatte er Sätze verworfen, wieder neu begonnen, durchstreichen lassen und einen weiteren Anfang gesucht.
Jetzt aber war er fertig.
Glenda Perkins ließ den Stenoblock sinken. Sie merkte überhaupt nicht, daß ihre Hände stark zitterten und ihr der Block aus den Fingern rutschte.
Vor ihren Füßen blieb er liegen. Auch Sir James hatte dies nicht bemerkt, weil er ins Leere starrte.
Ein paarmal holte Glenda tief Luft. Sie mußte sich zwingen, die nächsten Worte zu sprechen. Flüsternd drang die Frage über ihre Lippen. »Ist das wirklich Ihr Ernst, Sir?«
»Hätte ich Ihnen den Brief sonst diktiert?«

»Ich kann es nicht begreifen. Sie gehören zum Yard. Diese Polizeiorganisation ist ihr Leben, Sir. Sie haben doch alles dafür gegeben…«

Der Superintendent winkte ab. »Was spielt das noch alles für eine Rolle, meine Liebe?«

»Für mich würde es eine spielen.«

»Nein, Glenda, ich habe mich wissentlich falsch verhalten. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen das sagen muß. Da gibt es nur eine Alternative. Zurücktreten!«

»Aber was wird man dazu sagen?«

»Darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Es ist lange gutgegangen, aber es mußte einmal so kommen. Schon die letzten Fälle deuteten es an. Ich glaube einfach, daß die anderen Kräfte zu stark sind und wir gegen sie machtlos sind.«

»Wir haben auch Unterstützung.«

»Zu wenig, Glenda, zu wenig.«

»Nein.«

»Ich weiß, daß Sie jetzt geschockt sind, doch überlegen Sie mal. Wir haben ein Handicap. Es ist Fairneß. Wir alle können nicht so gemein sein, gnadenlos und brutal handeln wie die andere Seite. Und das wissen unsere Feinde sehr genau und stellen sich darauf ein.«

»Wenn Sie das so sehen, Sir…«

»Die einzig richtige Perspektive.«

Glenda hatte trotzdem Einwände. »Wenn wir aber nicht mehr kämpfen, wird es keiner mehr tun. Daran sollten Sie denken, Sir. Ich möchte Sie nicht belehren, aber Sie überlassen den dämonischen Kräften dann das Feld.«

Sir James nickte. »Ja, das stimmt.«

»Und Sie können es so ohne weiteres mit Ihrem Gewissen vereinbaren, wenn Sie schon Bescheid wissen?«

»Eigentlich nicht.«

»Weshalb dann der Abschied?«

Es war ein seltsames Gespräch zwischen den beiden Menschen.

Ein neutraler Beobachter hätte nie auf den Gedanken kommen können, daß es sich um Chef und Sekretärin handelte. Und Sir James kehrte auch nicht den Vorgesetzten heraus. Er hielt sich sehr zurück, war aber weiterhin in Gedanken versunken.

»Überlegen Sie es sich noch einmal, Sir. Ich könnte mir vorstellen, daß Sie falsch reagiert haben.«

»Nein, Glenda, ich habe richtig gehandelt. Wäre ich nicht freiwillig gegangen, hätte man mich wahrscheinlich gefeuert. Ich habe falsch entschieden, als ich gegen die Bombardierung sprach. Ich hätte zustimmen müssen, tat es nicht und muß nun die Konsequenzen ziehen, wenn Sie das verstehen.«

»Ja, schon…« Glenda nickte, schaute zu Boden und hob wieder den Kopf. »Wann soll ich den Brief schreiben, Sir?«

»Noch am Vormittag. Ich werde ihn persönlich dem Innenminister übergeben und kümmere mich jetzt schon um einen Termin.«

»Meinen Sie denn, daß der Innenminister Ihre Demission annehmen wird, Sir?«

»Bestimmt, wenn ich ihn noch dazu überrede. Außerdem…«

Das Summen des Telefons unterbrach den Superintendenten. Er winkte Glenda zu, damit sie abnahm.

Das tat sie auch, meldete sich, hörte einen Moment zu und reichte Sir James den Hörer rüber. »Für Sie, Sir«, hauchte sie und wurde dabei noch blasser im Gesicht.

»Und wer?«

»Italien.«

Der Superintendent überlegte wirklich, ob er sprechen sollte oder nicht. Schließlich entschied er sich dafür und meldete sich mit einem knappen »Hallo«.

Di Conti war an der Strippe.

»Das ist eine Unmöglichkeit«, sprach er schnell und hastig. »Wir werden hier noch verrückt oder drehen durch, Sir James.«

»Was ist geschehen, Signore?«

»Also, Sir. Wir schickten die beiden Bomber los. Das Ziel war eingekreist, anvisiert, was weiß ich nicht alles. Sie waren auch in Minutenschnelle da, gingen in einen Tiefflug über, und was soll ich Ihnen sagen?«

»Bitte reden Sie!«

»Die Maschine war verschwunden!«

»Was?« schrie Sir James. Er achtete nicht mehr auf die Etikette, zu stark hatte ihn dieser Bericht aus dem Konzept gebracht. Das war doch nicht möglich, das…

»Sind Sie noch dran, Sir?«

»Sicher.«

»Was sagen Sie dazu?«

»Ich habe keine Erklärung. Es ist mir ebenfalls ein Rätsel. Auf keinem Radarschirm ist die Landung verfolgt worden.«

»Trotzdem, davon bin ich fest überzeugt. Nein, es ist nicht mir rechten Dingen zugegangen, Sir James.«

»Bestimmt.«

»Haben Sie eine Erklärung für die Dinge?« erkundigte sich der SIFA-Mann.

»Ich?« Der Superintendent lachte. »Wie sollte ich eine Erklärung haben? Nein, das tut mir leid. Hätte ich eine gehabt, ich hätte Sie Ihnen schon gesagt.«

»Bene, Sir. Wir bleiben am Ball und werden weitersehen. Es ist

Großalarm gegeben worden. NATO-Süd steht praktisch Gewehr bei Fuß. Wir werden die Maschine schon finden, darauf können Sie sich verlassen, Sir James.«

»Ich hoffe es für Sie.«

»Das klang nicht sehr optimistisch.«

Sir James gestattete sich ein Lächeln. »Optimismus, Signore, ist eine gewisse Sache. Ich habe ihn, aber manchmal, da kann man alles hinwerfen, wenn Sie verstehen.«

»Stimmt. Ich rufe wieder an.«

»Tun Sie das.« Sir James sprach bereits in eine leere Leitung. Er legte den Hörer sehr hart auf und begann im selben Augenblick zu lachen.

Diesmal klang es echt.

»Hoffnungen für uns?« fragte Glenda.

»Ja, die Maschine ist verschwunden. Als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Wissen Sie, was das bedeutet, meine Liebe?«

»Ich kann es mir vorstellen. Andere Kräfte haben eingegriffen und das Flugzeug samt Besatzung zu sich geholt.«

»Genau. Ich sage mir: Besser eine verschwundene Maschine als eine zerbombte. Suko und John sind wahre Teufelskerle. Die kommen schon raus.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Sir. Vielleicht hat auch der Eiserne Engel Wort gehalten und eingegriffen.«

»Das ist alles drin.« Sir James wechselte das Thema. »Und jetzt geben Sie mir mal Ihren Block.«

Glenda reichte ihn rüber.

Der Superintendent schaute für einen Moment auf das Stenogramm. Er konnte es nicht lesen, doch er wußte, was er diktiert hatte. Dann nahm er den Block zwischen beide Hände und zerriß ihn.

»Alles klar?« fragte er.

Glenda Perkins strahlte plötzlich. »Alles, Sir…«

***

Auch für Suko hatte die Zeit, der Raum und alles andere an Bedeutung verloren. Er sah nur das grelle Licht, diese unnatürliche Erscheinung, und er starrte voll hinein, ohne allerdings geblendet zu werden.

Und dann war es vorbei.

So rasch und plötzlich, wie es angefangen hatte. Kein Licht mehr, keine blendende Helligkeit, kein Strahlen, nur mehr das Innere des Flugzeuges und die Familie Canotti.

Daß noch jemand in die Maschine gekommen war, hatte Suko nicht mitbekommen, auch jetzt sah er den Mann nicht, der sich gut versteckt hielt und abwartete.

Der Inspektor blickte sich um.

Goldene Gesichter schauten ihn an. Diesmal nicht haßerfüllt, sondern eher erstaunt. Auch die Canottis begriffen nicht, was so plötzlich über sie gekommen war.

Sie befanden sich noch innerhalb der Maschine. Und das war positiv, denn dieses Umfeld kannten sie, es war ihnen vertraut, und sie würden sich dort zurechtfinden.

Nur waren sie nach wie vor Feinde.

Suko schaute auf Jane Collins. Es hatte sie nicht erwischt. Wie immer lag sie bleich und tot wirkend eingezwängt in der Vitrine.

Auch der Würfel befand sich noch an seinem Platz. Wenn Suko ihn anschaute, so sah er keine Szenen aus irgendeiner fremden Zeit oder aus einem alten Kontinent, er bemerkte nur die rotviolette Farbe, die sämtliche Seiten ausfüllte. Selbst der Todesnebel hatte sich völlig zurückgezogen.

Wo waren Sie?

Suko wollte es feststellen, trat einen Schritt nach vorn, um sich dem Ausgang zu nähern, aber das »Stopp« der Maria Canotti ließ ihn in der Bewegung verharren. Gleichzeitig spürte er wieder den Druck in seinem Kopf, denn Maria Canottis Einfluß machte vor ihm nicht Halt.

»Ich wollte nicht fliehen«, sagte der Inspektor leise.

Die Frau lachte meckernd. »Das glaube ich dir sogar. Aber ich gehe auf Nummer Sicher.«

»Kann ich nachschauen?« meldete sich Luigi.

Seine Mutter warf ihm einen abschätzenden Blick zu. »Meinetwegen.«

Luigi nickte, drückte sich an einem Sessel vorbei und brauchte nur drei Schritte zu gehen, um den Ausstieg zu erreichen. Er erreichte die Tür, beugte den Oberkörper hinaus und zuckte sofort wieder zurück.

Er hielt vor Staunen den Mund offen, und geflüsterte Worte drangen über seine Lippen.

»Wir… wir haben es geschafft!«

Seine Eltern verstanden ihn nicht so recht. »Was haben wir geschafft?« fragte Romano.

»Wir sind da.«

»Und wo?«

»Im alten Atlantis, glaube ich. Unser Traum hat sich erfüllt. Wir sind in die Vergangenheit gereist und unserer Vollendung und Vollkommenheit so nahe. Jetzt können wir eins werden mit unseren Ahnen. Bestimmt warten sie auf uns, bestimmt…« Die letzten Worte schrie er.

Suko hatte die Familie Canotti bisher immer als beherrscht kennengelernt. Nun änderte sich das. Selbst Maria Canotti ließ sich von der Euphorie ihres Sohnes anstecken. Sie lief zum Ausstieg, blickte ebenfalls nach draußen, und aus ihrem Mund drang ein

Stöhnlaut. »Ja«, sagte sie, als sie sich umdrehte, »du hast dich nicht geirrt, mein Junge. Wir sind tatsächlich angekommen. Das Versprechen ist eingelöst worden. Wir haben es geschafft!«

Suko konnte den Jubel der Leute zwar begreifen, aber nicht verstehen.

Er merkte, wie der Bann nachließ, denn jetzt waren die Canottis beschäftigt.

Suko war ein Mensch, der jede Chance nutzte. Da sie auf ihn nicht achtgaben, bewegte er sich vorsichtig auf die gegenüberliegende Seite des Ausstiegs zu. Dabei behielt er die Canottis im Blick, aber sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Es stand für Suko fest, daß sie durch die magischen Entladungen eine Zeitreise unternommen hatten. Höchstwahrscheinlich in das alte Atlantis oder aber auf den Planet der Magier. Er und der versunkene Kontinent gehörten zusammen wie die Chemie und die Physik.

Nur fragte sich der Inspektor, in welcher Zeit sie eigentlich steckten.

Atlantis hatte lange existiert. Sie konnten sich kurz vor dem Untergang befinden und das Ende vielleicht schon nahen hören, aber auch in der Zeit, die viel weiter zurück lag, als das Land erst am Beginn seiner Entwicklung stand.

Im Prinzip spielte es keine Rolle. Kämpfen und sein Leben verteidigen mußte Suko so oder so.

All diese Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, als er sich in den Rücken der Canottis schlich. Er zog dabei seine Dämonenpeitsche.

Wenn er die Familie überwältigen wollte, dann nur mit dieser Waffe.

Zudem standen die drei sehr günstig. Suko würde sie, wenn er gezielt schlug, auf einmal treffen können.

Darauf lauerte er…

Noch merkten sie nichts. Suko passierte die eingebaute Bar.

Daneben, ebenfalls eingebaut, sah er die Hi-Fi-Anlage, einen TV-Apparat, nebst Video-Recorder.

Es war also alles da.

Noch zwei Schritte, dann hatte Suko die für ihn günstigste Position erreicht.

Den ersten Schritt schaffte er, den zweiten halb, und dann blieb er stehen, denn er hatte ein zischendes Geräusch vernommen, das gleichzeitig als Warnung gedacht war.

Suko schaute nach unten und sah die vierte Person!

Zum Glück verstand es der Inspektor ausgezeichnet, sich zu beherrschen. Kein Laut der Überraschung drang aus seinem Mund, denn die Canottis hatten im Moment andere Probleme.

Sukos waren größer, denn der hinter der Couch in der Hocke sitzende Mann hielt zwei Revolver in den Händen, deren Läufe schräg nach oben gerichtet waren, so daß Suko direkt in die beiden

Mündungen schaute.

Er hatte den Kerl noch nie gesehen und wußte auch nicht, wie er in die Maschine gekommen war. Um einen Dämon schien es sich bei ihm allerdings nicht zu handeln, denn der Mann sah ihm sehr menschlich aus, auch wenn der harte Ausdruck in seinen Augen auf eine gewisse Portion Rücksichtslosigkeit schließen ließ.

»Du wirst ganz ruhig sein!« hauchte der Mann.

»Klar.«

»Dann geh weiter. Aber stell dich so hin, daß ich dich und die anderen vor den Mündungen habe. Ich schieße übrigens sofort, wie du dir vorstellen kannst.«

»Natürlich.« Suko ging noch einen Schritt und spazierte praktisch über den anderen hinweg. Danach schlug er einen Bogen, damit er sich in die Richtung wenden konnte, die der Unbekannte angegeben hatte.

Ein Freund Sukos war er nicht, das wußte der Inspektor instinktiv.

Aber dieser kräftige Mann schien auch nicht auf der Seite der Canottis zu stehen. Hätte er sich sonst wie ein Dieb in die Maschine schleichen müssen?

Jedenfalls war Suko sehr gespannt, wie sich die Dinge weiterhin entwickelten. Bisher hatte er das Spiel noch nicht richtig durchschaut.

Der Fremde war jetzt der Joker.

Die Canottis hatten ihre erste Freude überwunden. Suko verstand nicht, weshalb sie so erregt waren. Nur weil sie nach Atlantis gekommen waren? Das mußte wirklich ihr Traum gewesen sein. Aus der Zukunft in der Vergangenheit weiterleben zu können.

Wie der Mann mit den beiden Revolvern weiter reagieren würde, interessierte Suko sehr, deshalb schielte er mit einem Auge dorthin, wo der andere sich noch immer versteckt hielt. Der Blick seines zweiten Auges war auf die Canottis gerichtet.

Und die wandten sich an Suko. Vielmehr war es Maria, die ihn ansprach und dabei lächelte. »Es ist vollbracht, wir haben die Endstufe erreicht. Atlantis hat uns.«

»Ich merke es«, erwiderte der Inspektor gelassen. »Hat euch das Leben auf der Erde nicht mehr gepaßt?«

»Nein«, sagte Romano. »Als wir den geheimnisvollen Schacht in unserem Hause entdeckten und feststellten, welch eine Magie er beinhaltete, begannen wir damit, auf das andere hinzuarbeiten. Wir hielten zusammen, wie wir immer zusammengehalten haben. Keiner war da anderer Meinung. Es hat Jahre gedauert, bis wir alles erforschen konnten, dann aber traf uns die Magie der goldenen Skelette voll. Wir erfuhren auch von dem Würfel des Unheils und von dem versunkenen Kontinent. Alle waren wir begeistert und baten die Skelette, uns dorthin zu führen. Sie willigten ein. Als sämtliche

Anzeichen günstig standen und durch unsere Einwirkung der Würfel in unsere Nähe geriet, konnten wir endlich unseren Traum erfüllen. Dein Pech oder Glück, daß du mit in den Kreislauf hineingeraten bist. So bleibst du ebenfalls hier verschollen.«

»Und wir sind tatsächlich in Atlantis?« erkundigte sich der Inspektor noch einmal.

»Nicht direkt. Wir befinden uns im Höllensumpf.«

Suko schluckte. Er wußte, wo der Höllensumpf lag. Nämlich auf dem so abwechslungsreichen Planet der Magier, und aus dem Höllensumpf war schließlich der Schwarze Tod gestiegen, den er auch schon bekämpft hatte.

Auf diesen furchtbaren Dämon sprach Suko die Familie an.

»Kennt ihr den Schwarzen Tod?«

»Natürlich«, erwiderte Maria. »Er hat aus dem Würfel des Unheils seine Kraft gewonnen, und die drei goldenen Skelette waren dabei, als er erweckt wurde und aus dem Sumpf stieg. Wir brauchen ihn nicht zu fürchten, denn die Skelette sind unsere Freunde, wobei wir sicher sind, daß sie auch bald deine werden, Chinese.«

»Das glaube ich kaum.«

»Auch du bist zu einem Goldenen geworden«, sagte Maria Canotti.

»Aber das ist im Moment nicht so wichtig. Du wirst es schon lernen, dich in diesem Land wohl zu fühlen, denn endlich kannst du das Flugzeug verlassen. Steig aus, Chinese!«

»Mir gefällt es hier.« Suko gab die Antwort nicht ohne Hintergedanken, denn er allein wußte von dem Mann mit den beiden Revolvern.

»Willst du dich weigern?«

»Natürlich.«

»Hör zu«, sagte die Canotti. »Du wirst nun endgültig den Würfel an dich nehmen und aus dem Flugzeug steigen. Etwas Großes ist geschehen. Die Vergangenheit und die Gegenwart haben sich gekreuzt. Schwarze Magie hat mit den Zeiten gespielt, sie manipuliert, und wir haben nicht umsonst jahrelang auf dieses Ziel hingearbeitet, um an den Würfel zu gelangen. Nimm ihn und steig aus!«

»Das wird er nicht tun!« Die Stimme klang scharf und befehlsgewohnt.

Sie überraschte die Familie Canotti. Alle drei standen wie vom Donner gerührt und sahen zu, wie sich der breitschultrige Mann mit den rötlich braunen, dichten Haaren hinter dem Sessel hervorschob und die Mündungen der beiden Revolver auf die Canottis richtete.

Dabei stand Suko so, daß er sich auch im Streufeuer der Waffen befand.

Niemand sprach. Ein jeder war zu überrascht, zu perplex. Hätten die Goldenen bleich werden können, sie wären es bestimmt geworden.

So sahen sie den Mann vor sich, der kalt lächelte und in die Richtung nickte, in der auch die Vitrine mit Jane Collins und dem Würfel stand.

»Diese Kleinigkeiten da gehören mir, nicht euch!« erklärte der Mann und lachte kalt.

Suko wußte Bescheid. Hatte er zuvor noch die Hoffnung gehegt, in dem Mann eine Hilfe zu haben, so war nun das Gegenteil eingetreten.

Für ihn war ein weiterer Todfeind erschienen…

Nach den Worten des Mannes herrschte zunächst eine unnatürliche Ruhe. Die Canottis schwiegen erstaunt. Sie wußten wirklich nicht, was sie sagen sollten, und wieder war es Maria Canotti, die als erste die Sprache zurückfand.

»Sie«, sagte sie und wollte vorgehen, doch der andere schüttelte den Kopf. Maria verstand die Geste. Sie nahm wieder ihren Platz ein. »Sie«, sagte sie noch einmal »Was wollen Sie hier? Wer hat Ihnen erlaubt, zu uns zu kommen? Wer?«

»Ich.«

»Und wie haben Sie es geschafft?«

»Ich suchte euch«, erklärte der Mann lässig. »Jemand hat mir gesagt, wo ich Sie finden kann. Es war nicht einfach, aber es hat sich gelohnt. Ich fand Sie also und kam leider ein wenig ungünstig, das gebe ich zu, denn plötzlich erschien das Licht. Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, jetzt weiß ich es. Wir befinden uns in einer anderen Zeit, in einem anderen Land, und ich wundere mich nicht einmal darüber, denn das habe ich mir abgewöhnt.«

»Sie sind freiwillig gekommen?« wollte Romano wissen.

»Fast.«

»Was heißt das?«

»Man hat mich geschickt. Jemand, der sehr mächtig ist und dem ich noch einen Gefallen schuldig war, sandte mich auf die Reise. Er wollte unbedingt zwei Dinge. Die Blonde sollte sterben, sie ist nämlich eine abtrünnige Hexe, und zum zweiten hätte er so schrecklich gern den Würfel, der bei der Hexe liegt. Ist das schlimm?«

Suko ahnte mittlerweile, wen er vor sich hatte. Zwar kannte er noch nicht den Namen des Mannes, aber dessen Auftraggeber. Das konnte nur der Teufel sein. Asmodis hatte ein fast lebenswichtiges Interesse daran, Jane Collins umzubringen. Wenn sie starb, konnte er den anderen Dämonen beweisen, wie mächtig er war und daß man ihn nicht ungestraft hinterging. Gut eingefädelt, das gab Suko zu.

Aber die Canottis wollten mehr wissen. »Wer sind Sie?« fragte Luigi, der Sohn. »Sagen Sie Ihren Namen!«

»Ich heiße Pernell Kent.«

»Nie gehört.«

»Kann ich mir denken. Aber was sind schon Namen? In der Branche bin ich bekannt und jetzt auch beim Teufel, denn ich habe einen

neuen Namen bekommen: Höllen-Detektiv! Ein Kampfname gewissermaßen.«

Pernell Kent wartete auf Wirkung. Die allerdings trat nicht ein.

Niemand zeigte sich so recht von dem Namen beeindruckt, und Kent begann zu grinsen. »Ihr werdet mich noch kennenlernen. Ob Atlantis oder nicht. Das Kommando hier habe ich übernommen. Für euch ist, wie ich hörte, ein Traum in Erfüllung gegangen, für mich ebenfalls. Ich werde die Abtrünnige töten, und den Würfel an mich nehmen. Das ist alles.«

»Und dann?« fragte Suko.

»Wie?«

»Sie kommen hier nicht weg. Was haben Sie davon, wenn Sie den Würfel nehmen und Jane Collins umbringen? Hier hilft Ihnen keiner. Sie sind auf sich allein gestellt.«

Kent zog ein erstauntes Gesicht, bevor er zu grinsen anfing. »Was Sie nicht sagen, Meister. Haben Sie nicht gehört, wer hinter mir steht? Wissen Sie das wirklich nicht?«

»Sie sprachen vom Teufel.«

»Genau, der Teufel. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erklären, wozu er in der Lage ist.«

»Nein, aber Sie vergessen eines, Kent.« Jetzt lächelte Suko sogar.

»Wir befinden uns nicht mehr in der normalen Welt, wo der Teufel manchmal schalten und walten kann, wie er möchte. Wir existieren momentan in der fernen Vergangenheit. Im alten Atlantis, und da sind die Gewichte anders verteilt.«

»Sie reden dumm!« stellte Kent in seiner überheblichen Art und Weise fest. »Der Teufel ist so alt wie die Welt. Und älter ist Atlantis oder dieser komische Planet auch nicht. Demnach war der Teufel schon vorhanden. Da er versprochen hat, mich zu schützen, wird er dies auch hier tun.«

Bevor Suko eine Antwort geben konnte, begann die Canotti zu lachen.

Es klang schrill und gleichzeitig freudig. »Der Teufel ist ein Nichts, ein Niemand. Was kann er schon unternehmen gegen so Mächtige wie die Großen Alten? Gar nichts. Er hat es zwar stets versucht, aber er scheiterte jedesmal. Diese Welt ist ein völlig anderer Machtbereich. Da wird sich ein Dämon wie Asmodis hüten, auch nur einen seiner Krallenfinger hineinzustecken. Kommen Sie mir nicht mit ihm. Davor brauchen wir uns nicht zu fürchten. Der Satan ist keine Gefahr.«

»Das ist Ihre Meinung«, gab der Höllen-Detektiv kalt zurück und bewegte seine beiden Revolver. »Ich sage immer: Abgerechnet wird zum Schluß, und das werden Sie auch noch feststellen, ich verspreche es Ihnen. Aber lassen wir das Gerede, ich gehe und nehme den Würfel an mich. Sie werden sich hübsch zurückziehen und dort aufbauen, wo

sich der Eingang zum Cockpit befindet. Klar?«

Die Canottis schauten sich an. Sie erstickten fast an ihrer Wut, das sah auch Suko. Bisher hatten sie nie verloren, waren immer die Gewinner gewesen, das änderte sich nun, denn sie standen plötzlich auf der Verliererstraße.

Luigi wollte nicht. In seinen Armen zuckte es. »Mutter«, sagte er, und ein jeder hörte die Wut heraus. »Verdammt, Mutter, wir können uns dies doch nicht so ohne weiteres gefallen lassen. Nein, das geht nicht. Wir…«

»Sei ruhig!«

Luigi wollte sich nicht beruhigen. »Das ist unsere Welt. Dafür haben wir gelebt. Und auch für den Würfel, von dem uns die drei Goldenen berichteten. Nie werde ich das aufgeben!«

»Willst du sofort sterben oder später?« erkundigte sich Pernell Kent mit fast höflich anzuhörender Stimme. »Du brauchst es nur zu sagen. Ich vernichte dich gern.« Er streckte den rechten Arm weiter vor und zielte mit der Waffe auf Luigis Kopf.

Kerzengerade blieb der junge Mann stehen. Seine Lippen zuckten.

Die Augen hinter den Brillengläsern bewegten sich. »Was ist schon eine lächerliche Kugel? Sie kann mir nichts anhaben. Wir stehen unter dem Schutz der goldenen Skelette. Drücken Sie ab! Sie werden sehen, was danach passiert.« Er lachte breit.

»Laß ihn, Luigi!« Maria Canotti griff ein. Sie legte eine Hand auf die Schulter ihres Sohnes. Anscheinend hatte sie bemerkt, daß der Höllen-Detektiv noch einen Trumpf in der Rückhand hielt. Sie glaubte nicht, daß er einfach nur so gekommen war.

»Mutter, ich…!«

»Laß es, Luigi!« Auch Romano meldete sich.

Der junge Canotti reckte sich. Er stellte sich dabei auf die Zehenspitzen und gab nach. Er hatte nie seinen Eltern gegenüber den Gehorsam verweigert. Durch ein Nicken gab er bekannt, daß er sich einverstanden erklärte. »Es ist gut, ich füge mich.«

Kent lachte. »Schade«, sagte er dabei. »Ich hätte euch gern meine Macht demonstriert. Wenn ihr nicht wollt? Schön, dann geht dorthin, wo ich es euch befohlen habe.«

Die Canottis nickten. Auch Suko mußte dem Befehl Folge leisten.

Er, Luigi und Romano drehten sich schon um, während Maria noch stehenblieb und es auf eine andere Art und Weise versuchte. Sie schaute Pernell Kent starr an, wollte ihre geistigen Kräfte einsetzen, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

Das schaffte sie nicht. Der andere war einfach zu gut geschult, und er merkte, was die Frau vorhatte.

»Das schaffst du nicht, Muttchen«, sagte er grinsend. »Ich bin zu stark für dich. Vergiß nie, daß du es mit jemandem zu tun hast, über dessen

Kopf der Teufel schützend die Hand hält. Klar?«

»Fast.«

»Wie schön, dann geh zu deiner Familie und zu dem verdammten Chinesen!«

Maria gehorchte. Sie bewegte sich nicht sehr schnell und auch ein wenig nach links, so daß sie sich zwischen den beiden Waffenläufen und ihrem Mann befand.

Das war Absicht.

Suko merkte es, enthielt sich eines Kommentars und wartete ab, wie der andere reagieren würde.

Es war Romano Canotti, der genau das tat, was seine Frau von ihm verlangte. Bewaffnet war er ebenfalls. Er hatte Suko die Beretta abgenommen. Zudem wußte er, daß sie mit geweihten Silberkugeln geladen war, und die wollte er einsetzen.

Plötzlich fiel er zusammen.

Im Film, und wenn es von Stuntmen praktiziert wird, sieht so etwas immer gut aus. Diese Männer waren trainiert, sie beherrschten ihr Metier, nicht Romano Canotti.

Vielleicht reagierte er zum erstenmal so und wollte über sich selbst hinauswachsen.

Aus der Drehung zog er die Beretta. Dabei mußte er den Lauf noch herumschwenken, bevor er abdrücken und den anderen treffen konnte.

Aber Kent hielt die Waffen bereits in den Händen, und er schien nur mehr auf ähnliche Reaktionen gewartet zu haben.

Mit dem linken Revolver schoß er.

Es gab nicht einmal mehr einen Knall, sondern ein saugendes Geräusch, das man auch als Klatschen bezeichnen konnte. Aus der Mündung spritzte eine grüne Masse. Sie sah aus wie dicker Schleim, und sie fand zielsicher ihren Weg.

Canotti hatte die Beretta nicht einmal in die richtige Zielhöhe bekommen, da wurde er getroffen.

Mitten in sein Gesicht klatschte die grüne Masse, und der Schrei, den Romano ausstieß, gellte durch den Passagierraum als heulendes Geräusch. Er wurde gleichzeitig zurückgestoßen, fiel mit dem Rücken gegen die weiche Innenverkleidung und riß die Hände hoch, um sie gegen das Gesicht zu pressen.

Die anderen standen stumm. Niemand griff ein, und nur die zynische Bemerkung des Höllen-Detektivs unterbrach die Stille. »Jetzt werdet ihr erleben, was geschieht. Macht euch auf etwas gefaßt, damit ihr seht, daß der Satan mich nicht im Stich läßt.« Ein breites Grinsen spaltete seinen Mund, und er hatte mit seinen Worten nicht übertrieben, denn die grüne schleimige Masse war furchtbar.

Den Zuschauern kam es so vor, als hätte sie die Kraft aus dem Körper

des Romano Canotti herausgesaugt. Er konnte sich plötzlich nicht mehr halten, knickte ein und fiel auf die Knie. Noch hatte er seine Hände gegen das Gesicht gepreßt, aber auch aus den Armen entschwand die Kraft.

Zum erstenmal seit Suko die Canottis kannte, sah er Angst in den Augen von Mutter und Sohn. Sie starrten beide auf den Mann, dessen Hände allmählich nach unten rutschten und damit das Gesicht freigaben.

Es war eine Fratze.

Scheußlich und wie das verschmierte Werk eines modernen Malers aussehend. Grüner Schleim und goldene Farbe hatten sich miteinander vermischt und waren dabei, den Kopf zu zerstören.

Romano Canotti starb auf eine furchtbare Art und Weise. Als der Körper zurückfiel, war er nur mehr ein Torso. Auf dem Boden aber lag eine Lache, die brodelte und kochte, Blasen warf und einen dünnen, ätzenden Qualm entließ, der sich allmählich ausbreitete.

Mutter und Sohn waren starr vor Schreck. Aber auch Suko rührte sich nicht. Er war heilfroh, daß er nicht angegriffen hatte, denn ihm wäre das gleiche Schicksal widerfahren.

Nur einer freute sich.

Und der lachte sogar. »Ja«, sagte er noch immer lachend. »Das passiert dem, der sich mit mir anlegt. Ihr wißt doch, daß ich unter dem Schutz des Teufels stehe. Oder nicht?«

Die beiden Canottis schwiegen, und auch Suko sagte kein Wort.

»Hat es euch die Sprache verschlagen?« höhnte der Höllen-Detektiv. »Glaubt ihr immer noch, daß mich der Teufel schutzlos gelassen hat? Wie kann man nur so dumm sein, wirklich!« Er ging vor und schwenkte seine beiden Revolver. »Wer will der nächste sein?«

»Kent«, sagte Maria Canotti mit rauher Stimme. »Das werden Sie bereuen, ich verspreche es Ihnen.«

»Wirklich?« spottete der Mann. »Was wollen Sie denn? Ihr Knilch hat doch die Vollendung erlebt. Er ist zu einem Goldenen geworden und auch als Goldener gestorben…«

»Nur vergessen Sie eines. Auch wir stehen unter einem besonderen Schutz. Wenn sich bei Ihnen der Teufel als Meister aufspielt, so sind es bei uns die Skelette. Und sie sind in dieser Zeit sehr mächtig, das können Sie mir glauben. Sie werden einen Tod erleben, wie er grauenhafter nicht sein kann.«

»Vielleicht können Sie mich dann in der Hölle begrüßen, wenn Sie noch lange so weiterreden«, konterte der Mann. »Sagen Sie es! Soll ich noch einmal schießen? Ihr komischer Sohn hat da vorhin so einige Andeutungen gemacht, die mir nicht gefielen…«

»Wollten Sie nicht den Würfel?« Maria Canotti wechselte geschickt das Thema.

»Stimmt!«

»Dann nehmen Sie ihn sich«, erklärte sie mit einem schiefen Seitenblick auf Suko.

Die Canotti war raffiniert. Sie wußte genau, daß der Chinese es nicht zulassen durfte, daß ein anderer den Würfel von Jane Collins an sich nahm. Also mußte der Inspektor eingreifen, denn ihr war die blonde Hexe völlig egal.

»Das werde ich auch«, erwiderte Kent grinsend. »Und niemand kann mich daran hindern.«

»Bitte!«

Suko überlegte fieberhaft. Er hatte gesehen, wie die Ladung der Revolver wirkte. Wenn er getroffen wurde, egal, wo auch immer, überleben würde er es nicht. Der Satan hatte sich da eine besonders raffinierte Methode einfallen lassen. Zudem hatte er mit Pernell Kent einen Mann gefunden, der sich auskannte. Er war mit allen Wassern gewaschen. Ein kalter, abgebrühter Typ, der erst schoß und danach die Fragen stellte.

Wenn er den Würfel nahm, würde Jane sterben. Denn nur er garantierte der ehemaligen Detektivin ein Überleben oder ein Leben wie im Koma. Gab es überhaupt noch eine Chance, Jane Collins zu retten und den Geist des Rippers aus ihrem Körper zu vertreiben.

John Sinclair glaubte daran, Suko weniger. Ihm hätte es eigentlich egal sein können, was mit der Hexe und auch Mörderin geschah, aber er dachte an seine tiefe Freundschaft, die ihn mit dem Geisterjäger John Sinclair verband. Schon allein deshalb mußte er so handeln, wie es auch John getan hätte.

Suko stand an einem Außenende. Rechts neben ihm hielten sich Maria Canotti und ihr Sohn auf. Die linke Seite war frei, und dort befand sich auch die Vitrine, auf die der Höllen-Detektiv zuging. Er schritt dabei so, daß er seine Geiseln im Auge behalten konnte. Eine Mündung war immer auf sie gerichtet.

Die Augen des Mannes blitzten, sein Lächeln war kalt und grausam, und Suko vernahm auch das sehr leise Lachen der Maria Canotti. Sie freute sich darüber, daß der Inspektor in einer so schlimmen Zwickmühle steckte. Nur dachte sie nicht im Traum daran, jetzt einzugreifen, auch wenn Kent ihren Mann getötet hatte.

Andere sollten für sie die Kastanien aus dem Feuer holen.

»Na?« fragte sie leise. »Kommst du noch nicht ins Schwitzen, Chinese? Ich würde es.«

Kent blieb stehen, denn er hatte die Worte gehört. »Was war los?« fragte er.

»Eigentlich nichts«, erwiderte die Canotti. »Nur hat es unser Freund hier nicht so gern, daß Sie den Würfel an sich nehmen. Er will nämlich die Blonde retten.«

Bisher hatte Kent nichts von seinem Weg abhalten können. Nun blieb er stehen. »Was höre ich da?« fragte er nach. »Du willst die verräterische Hexe retten?«

»So sieht es aus.«

»Dann bist du ein Feind der Hölle!«

»Jedenfalls kein Freund«, erwiderte Suko diplomatisch.

Kent überlegte. Seine Stirn zeigte dabei ein Muster aus kleinen Falten.

Die Wangen zuckten, und er sprach mit leiser Stimme. »Wenn ich ehrlich sein soll, gefällt mir das überhaupt nicht. Und auch du hast mir von Beginn an schon nicht gefallen, Chinese. Irgendwie kann ich dich nur mehr als Fremdkörper betrachten.«

»Das ist er auch«, hetzte die Canotti. »Er steht nicht auf unserer und auch nicht auf deiner Seite, denn er war unser Gefangener. Wir wollten ihn hier in der Welt vernichten.«

»Auch das noch.« Kent schüttelte den Kopf. »Es wird immer interessanter. Und zu wem gehört das Schlitzauge wirklich?«

»Ich bin Polizist«, antwortete Suko.

Für einen Moment schien Kent einzufrieren, so sehr hatte ihn diese Offenbarung überrascht. Dann schüttelte er den Kopf und begann gleichzeitig zu lachen. »Das gibt es doch nicht. Das ist einfach nicht möglich. Bist du tatsächlich ein Bulle?«

»Ja.«

»Und kommst aus England?«

»Scotland Yard.«

»Noch besser, wirklich. Was habe ich mich über euch schon ärgern müssen, obwohl es auch Zeiten gab, in denen ich mit dem Yard zusammenarbeitete. Das ist vorbei, wie du dir denken kannst. Ich habe jetzt einen anderen Auftraggeber. Aber interessant ist es dennoch. Ein Bulle also, der Jane Collins retten will und auch ein Feind des Teufels ist.«

»Einen größeren gibt es nicht«, sagte die Canotti.

»Dann wird es mir ein Vergnügen sein, dich anschließend zu zerstören!« zischte der Detektiv. »Du hast ja gesehen, wie der in der Hölle hergestellte Schleim wirkt. Er wird sich durch deine Haut fressen und alles zerstören. Denk an meine Worte!« Damit war für Pernell Kent das Thema erledigt. Er wollte endlich klare Verhältnisse schaffen.

Für Suko gab es nur eine Möglichkeit, ihn zu stoppen. Die Beretta lag unerreichbar weit entfernt. Die Peitsche hatte er vorhin fallen lassen müssen.

Blieb der Stab.

Der jedoch zeigte nur seine Wirkung, wenn er auch einen Handkontakt zu seinem Träger hatte.

Daher mußte Suko sich bewegen. Auf jedes Zucken aber würde der andere allergisch reagieren.

Sollte er es trotzdem wagen?

Ja, Suko riskierte es. Vielleicht war er schneller als dieser Schleimschuß und konnte sich noch zur Seite werfen, denn die Geschwindigkeit einer Kugel hatte der Schleim nicht.

Der Inspektor winkelte sehr vorsichtig den rechten Arm an. Das geschah an der Seite, wo sich die Canotti aufhielt.

Und ihr waren Sukos Tricks nicht unbekannt. Schließlich war sie selbst darauf hereingefallen.

Maria Canotti reagierte mit einer Hinterlist, die typisch für sie war.

Bevor Suko den Arm noch höher heben konnte, umspannten plötzlich Finger sein rechtes Gelenk.

Maria Canotti hatte zugepackt. »So nicht«, hauchte sie.

Suko preßte die Lippen zusammen. Er hätte wissen müssen, daß sich die Canotti nicht auf seine Seite stellte. Es wäre leicht für ihn gewesen, den Griff zu sprengen, dann aber wäre auch der Höllen-Detektiv aufmerksam geworden, und das hätte für den Inspektor tödlich enden können.

So blieb er ruhig.

In Sekundenschnelle rechnete Suko seine Chancen aus. Sie standen schlecht. Er war gehandicapt, der andere würde immer schneller reagieren. Sollte er wirklich, nur um Jane Collins Leben zu retten, sein eigenes wegwerfen?

Nein, das wollte er auf keinen Fall. Seine Existenz war ihm viel wichtiger als die einer Jane Collins, und so ließ er den Höllen-Detektiv laufen.

Wie Sir James im fernen London, so hatte auch Suko eine Entscheidung getroffen, von der er im Grunde seines Herzens nicht überzeugt war.

Die Canotti merkte, daß sich der Inspektor entspannte, doch ihr Griff lockerte sich nicht. Nach wie vor traute sie Suko nicht über den Weg.

Und er beobachtete den Weg des Mannes auf die Vitrine zu.

Jetzt hatte er sie erreicht.

Bevor er die Arme ausstreckte, um hineinzugreifen, schaute er noch einmal schräg zurück. Ein kaltes Grinsen umspielte dabei die dünnen Lippen und straffte die Haut an den Wangen.

»Es ist vorbei«, erklärte er. »Keine Chance mehr für euch.« Seine Lache klang meckernd.

Im nächsten Augenblick umfaßte er den Würfel.

Suko wartete darauf, daß Pernell Kent ihn von Jane Collins wegnehmen würde, als der Höllen-Detektiv gellend aufschrie, regelrecht zusammenfuhr und den Quader losließ, als wäre er glühend.

Bleich und mit einem entsetzten Ausdruck im Gesicht taumelte er zurück. Irgend etwas mußte ihn völlig aus der Fassung gebracht haben.

Aber was?

***

Noch immer steckte ich innerhalb des Würfels und sah auch keine Chance, wieder herauszukommen. Die Vergangenheit und die Gegenwart waren miteinander verschmolzen, wobei die Vergangenheit die Gegenwart geschluckt hatte.

Sie dominierte nun!

Und sie hatte auch die Personen geschluckt, die sich in ihrem unmittelbaren Dunstkreis befanden.

Wie Jane Collins!

Ich hatte in die Höhe geschaut und ihr Gesicht gesehen. Durch das Glas des Würfels wirkte sie seltsam verzerrt, aber noch immer konnte ich keine Regung darin feststellen.

Jane lag dort wie zu Beginn.

Trotz dieser für mich miesen Lage mußte ich zugeben, daß ich so etwas wie einen Silberstreifen am Horizont erkannte. Dieser Silberstreifen hatte auch einen Namen.

Stagnation!

Es war demnach nichts passiert, das Jane Collins in eine andere Lage gebracht hätte. Nur äußere Dinge hatten sich verändert, wie die Zeitverschiebung, zum Beispiel.

Ich erinnerte mich wieder an die Stimmen und dachte daran, daß sie zu den Geistwesen gehörten, aus denen der gefährliche Todesnebel bestand. Noch war er für mich nicht zu spüren, der Würfel hielt ihn fest, da es keinen gab, der ihn von außerhalb her aktivierte.

Doch was geschah, wenn er mich angriff?

In einer Lage wie dieser klammert man sich an den kleinsten Hoffnungsbalken. Mir erging es da ebenso. Ich dachte an mein Kreuz, das ich bei mir trug und das wohl zu den wenigen Waffen gehörte, die dem Todesnebel widerstanden.

Wenn ich von ihm also angegriffen wurde, hatte der Nebel keine Chance, mich zu vernichten.

Ich war geschützt!

Als ich zu dieser Schlußfolgerung kam, ging es mir besser, und ich versuchte, mich mit meiner Umgebung nicht nur abzufinden, sondern auch selbst aktiv zu werden.

Und dies hatte einen Namen.

Jane Collins.

Der Würfel hielt sie auf gewisse Art und Weise am Leben.

Weshalb, zum Henker, sollte es dann nicht möglich sein, über den

Würfel als Katalysator mit ihr Kontakt aufzunehmen?

Das versuchte ich.

Zunächst entschied ich mich für den akustischen Weg, indem ich ihren Namen rief und gespannt auf eine Reaktion wartete. Ich hatte mich dabei wieder so hingestellt, daß ich durch die Decke des Würfels praktisch gegen ihr Gesicht schaute.

Dort regte sich nichts.

Es kam mir so bleich vor wie ein Mond mit faltiger Haut. Weder ein Zucken auf den Lippen noch an den Wangen verriet, daß überhaupt noch Leben in ihr steckte.

Sie lag nur still…

Mein Magen zog sich ein wenig zusammen. Furcht, daß Jane trotz allem gestorben war, übermannte mich, und ich hatte Mühe, dieses Gefühl wieder zurückzudrängen.

Nur nicht die Hoffnung aufgeben. Irgend etwas an Leben mußte doch einfach da sein.

Nach zwei weiteren vergeblichen Versuchen gab ich die Sache auf und dachte an eine andere Möglichkeit, mit Jane in ein »Gespräch« zu kommen.

Durch die reine Geisteskraft.

Dabei sollte und mußte mir der Würfel helfen. Man konnte ihn manipulieren. Wer ihn besaß, aktivierte gefährliche Kräfte in ihm, und der Würfel tat das, was man von ihm verlangte.

Gutes und Böses…

Ich hatte noch nie im Leben Böses von ihm verlangt, und auch einen Kontakt mit Jane Collins sah ich nicht so an. Nur Informationen wollte ich. Mehr nicht.

Die mußte er mir einfach geben.

Es fiel mir nicht leicht, mich auf Jane Collins zu konzentrieren, denn die Umgebung und meine eigene Lage lenkten mich zu sehr ab.

Manchmal irrten die Gedanken in andere Richtungen, so daß es mir Mühe bereitete, sie wieder einzufangen.

›Jane!‹ Es war ein regelrechter Gedankenstrahl, den ich auf die Reise schickte.

Gleichzeitig konzentrierte ich mich auf den Würfel und hoffte auf dessen katalysatorische Kraft.

Schaffte er es?

Im Moment noch nicht, aber ich gab nicht auf und versuchte es weiter.

Immer wieder schickte ich Gedanken mit nur diesem einen Namen auf die Reise, zitierte und bebte dabei vor Spannung und wartete darauf, endlich eine Reaktion auszulösen.

Und ich hatte Erfolg!

Auf einmal strahlte sie einen Gedanken zurück. Es war ebenfalls nur

ein kurzer Moment, vielleicht mit dem Aufblitzen einer Flamme zu vergleichen, aber ich wußte, daß Jane mich gehört hatte, und vernahm sogar meinen Namen.

›John.‹ Fast hätte ich vor Freude geschrien. Sie wußte also Bescheid. Sie konnte mich also hören, und ich fragte noch einmal nach.

Die Antwort, die ich erhielt, geriet in den Bereich der Philosophie, denn ich wurde aus ihr nicht schlau. ›Obwohl ich nicht ich bin, John, bin ich so froh, daß es dich noch gibt und daß du mich gerufen hast.

Ich danke dir dafür.‹ Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen.

Das durfte doch nicht wahr sein. Wie sprach denn diese Hexe Jane Collins auf einmal mit mir?

Das waren Töne, die ich seit Jahren von ihr nicht mehr vernommen hatte. Sie redete wirklich so wie früher, als wir noch ein Herz und eine Seele waren.

Ich wollte es nicht, aber ich mußte lachen. Es war verrückt, einfach irre.

›John?‹ Da war wieder der fragende Ruf nach mir. Das Lachen erstickte mir in der Kehle.

›Ich bin da.‹

›Danke, denn ich habe dich vermißt, John.‹ Wieder hatte ich das Gefühl, Mittelpunkt eines Irrenhauses zu sein.

Wie konnte Jane Collins so reden?

Das gab es doch gar nicht. Sie war eine Hexe und hatte mich, ihren Todfeind vermißt?

Lächerlich. Einfach nicht zu glauben.

Ich hatte vorgehabt, scharf und mit Vorwürfen zu reagieren, verwarf diesen Gedanken jedoch, denn es hatte keinen Sinn, wenn ich dem Gespräch eine provokante Note gab.

Deshalb fragte ich vorsichtig weiter. ›Wenn du mich vermißt hast, Jane, weshalb hast du dann so reagiert und dich auf die Seite des Teufels gestellt?‹

›Das war nicht ich!‹

›Sondern?‹ Ich war gespannt wie selten, was sie mir wohl antworten würde.

›Mein anderer Geist. Der Beherrscher meines Körpers. Jack the Ripper. Ich, John, bin woanders, das heißt meine Seele, mein wahres Ich. Man hat es gefangen, als der Austausch vorgenommen wurde.

Ich stecke in einem Zwischenreich und warte auf eine Erlösung, die wohl nie eintreten wird, obwohl es die Chance gibt.‹

›Dann sag sie mir.‹ Jane lachte gedanklich.

Ich aber nahm es akustisch auf. Es war ein warmes Lachen, ein freudiges, ein erleichtertes, wie ich es von früher kannte.

›Man hat es dir bereits gesagt, John. Eine sehr gute Freundin sprach zu dir und baute dir diese Brücke.‹

›Tanith?‹ fragte ich erstaunt.

›Genau sie.‹ Es war mir, als würde der berühmte Vorhang vor meinen Augen reißen, der bisher alles verschluckt hatte. So also sah die Sachlage aus.

Jetzt kannte ich die Verbindung zwischen Tanith und Jane Collins. Die Seelen beider Frauen schwebten in einem Niemandsland, innerhalb des Raumes zwischen dem Diesseits und dem Jenseits.

Es war mir auch bewiesen worden. Und zwar durch den Kelch des Feuers, der, als er Verbindung zu Tanith aufgenommen hatte, seine Kräfte auf mich übertrug und mich für die übrige Welt unsichtbar hatte werden lassen. Aber das lag zurück, und den Kelch des Feuers trug ich leider nicht bei mir. Ich mußte mich auf den Würfel verlassen, damit er den Kontakt zwischen mir und Jane Collins aufrechterhielt.

›Und in deinem Körper steckt seit dem Austausch allein der Geist des Rippers‹, folgerte ich.

›Sicher. Hast du das nicht gewußt, John?‹

›Angenommen.‹ Ich vernahm Jane Collins' Schluchzen oder ihren Geist, der das Gespräch übertrug. ›Was habe ich gelitten‹, vertraute sie mir auf dem telepathischen Wege an. ›Ich mußte mit ansehen, was mit meinem Körper geschah. Wie er manipuliert wurde, wie andere über ihn verfügten, wie sich Wikka und der Teufel um ihn kümmerten, ihn in ihre Gewalt brachten und ich auch für sie kämpfte. Ich habe dich nicht umbringen wollen, John. Es war ein anderer mit meinem Körper. Ich konnte nur zuschauen und mußte mitleiden. Ich habe getötet, obwohl ich es nicht wirklich war. Ich habe dich und deine Freunde in Fallen gelockt, auch das stimmte nicht. Die Hölle hatte mich mit einem Bann belegt und mich dann fallenlassen, weil ich sie angeblich verraten hatte. Als Jane Collins mit dem Geist des Rippers ärgerte ich mich darüber, als normale Person bin ich froh, daß es so gekommen ist. So konnte ein Teil der Schmach getilgt werden. Und ich möchte dich auf diesem Wege für meinen eigentlichen Körper und dessen Tun um Verzeihung bitten. Kannst du das annehmen, John?‹

›Ja, Jane, das nehme ich an!‹ Mir war nicht wohl zumute, denn Janes Ausführungen eröffneten mir völlig neue Perspektiven. Ich dachte darüber nach und gelangte zu dem Schluß, daß es für Jane eine Rückkehr geben mußte. Und darüber wollte ich mit ihr sprechen. Vielleicht kannte sie sogar den Weg, über den dieses Projekt möglich war.

›Wie kannst du wieder normal werden, Jane?‹ fragte ich sie.

Sie lachte. ›Normal für dich, nicht wahr?‹ Dann schwieg sie für eine Weile. ›Es ist schwer, so unheimlich schwer‹, tönte es mir leise entgegen.

›Sag es!‹

›Denke an die goldenen Skelette!‹ Natürlich, die hatte ich vergessen. Aber wie konnten sie dazu beitragen, daß aus Jane Collins der Geist des Rippers herausgetrieben wurde? Wenn sie schon die Skelette erwähnte, wie es auch Tanith getan hatte, mußte es eine Chance geben.

›Nenne mir den Weg, Jane!‹ forderte ich sie auf. ›Ich werde alles daransetzen.‹

›Es ist so schwer!‹

›Sag es trotzdem.‹

Ein Stöhnen folgte. Ich spürte, daß sich Janes Geist regelrecht quälte und hoffte stark, daß sie mir eine Antwort gab. Gelogen hatte ich nicht.

Ich wollte wirklich alles daransetzen, um die ehemalige Detektivin und Nochhexe aus ihrer Lage zu befreien.

›Kennst du die Schlucht der Alpträume?‹ fragte sie.

›Nein.‹

›Sie befindet sich auf dem Traumgebiet des Planeten. Du kennst es, John. Du warst schon einmal da, wie ich hörte. Dort werden Alpträume wahr. Arkonada ist zerfetzt worden, aber die Schlucht existiert noch.

Und dieses Tal wird beherrscht von den drei Gesichtern, von gewaltigen Geistern, die einmal existiert haben.‹

›Waren es die Skelette?‹

›So ist es. Denn ihnen ist das gleiche passiert wie mir. Auch sie hat das Böse gegriffen. Nachdem sie starben, gingen ihre Geister in die Schlucht ein und wurden dort zu schrecklichen Gesichtern. Manchmal setzen sie sich mit den Menschen in der Gegenwart in Verbindung. Es gibt Leute, die von ihnen träumen, so daß der Geist eine feste Materie annehmen kann. Und diese drei Geister zusammen können, wenn sie beschworen werden, den Geist des Rippers aus meinem Körper fahren lassen. Hast du das verstanden, John?‹

›Natürlich!‹

›Dann willst du es versuchen?‹

›Das ist Ehrensache, Jane. Ich hole dich heraus, dies kann ich dir versprechen, obwohl es für mich noch ein größeres Problem gibt.‹

›Sprich!‹

›Dein Körper besitzt kein Herz mehr.‹

›Das weiß ich.‹

›Wie willst du ohne Herz existieren?‹ wollte ich wissen. ›Das ist unmöglich.‹

›Nein, John, es ist nicht unmöglich. Ich habe einen Ersatz für mein Herz gefunden.‹

›Den Würfel?‹ Sehr schnell hatte ich geschaltet.

›Stimmt, der Würfel.‹ Sie lachte leise. ›Wenn ich ihn behalte, kann ich

auch so existieren!‹

›Und wenn man ihn dir wegnimmt?‹

›Muß ich sterben!‹ Ich holte tief Luft, daß es in meinen Lungen bereits schmerzte. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Was da auf mich zukam, war der reine Wahnsinn. Wenn ich Jane rettete, was ich immer wollte, mußte ich gleichzeitig auf den Würfel des Unheils verzichten und ihr diese magische Waffe überlassen, weil sie der Jane Collins praktisch das Herz ersetzte.

So etwas war mit normalen Maßstäben nicht zu begreifen. Konnte ich überhaupt darauf eingehen?

›Es fällt dir schwer, John, eine klare Antwort zu geben, jetzt, wo du alles weißt.‹

›Das ist in der Tat so.‹

›Dann laß es bleiben. Nimm den Würfel von meinem Körper, und es wird nie mehr eine Rückkehr für mich geben. Beschwörst du allerdings die Geister der drei goldenen Skelette, kann ich wieder zurück, muß aber den Würfel behalten. Und jetzt entscheide dich.‹

Schon oft hatte ich mich in verzwickten Situationen befunden. Selten war mir eine Entscheidung so schwergefallen wie in diesen langen Augenblicken.

›Nun?‹

›Wieviel Zeit habe ich?‹

Da lachte sie bitter. ›Eigentlich überhaupt keine, denn es braut sich eine Gefahr zusammen. Ich schwebe in höchster Gefahr. Der Teufel hat jemanden geschickt, um mich… o nein …‹ Es war ein Schrei, den auch ich hörte, und der mich natürlich alarmierte.

Ich reagierte so, wie ich es auch auf der normalen Erde getan hätte, und kreiselte herum. Zum Glück war das Glas des Würfels durchsichtig, so daß ich den gewaltigen Schatten sah, der sich über ihn und gleichzeitig in die Vitrine beugte.

Das mußte der Diener des Teufels sein, von dem Jane Collins gesprochen hatte.

Und er wollte nur eines.

Den Würfel!

Wie die Krallen eines Falken kamen mir seine Hände vor, als sie in die Vitrine hineintauchten und sich von zwei verschiedenen Seiten um den Würfel legten.

Es war ein sicherer Griff. Wenn er ihn weghob, war Jane verloren, da nutzten mir alle meine Vorsätze nichts mehr.

Was sollte ich dagegen tun?

Er ist ein Diener des Teufels!

Auf einmal fielen mir Janes Worte wieder ein, und da wußte ich, was ich tun mußte.

Egal, in welch einer Zeit ich mich befand. Der Teufel hatte vor einem

Gegenstand stets Angst gehabt.

Vor dem Kreuz!

Und ich trug es bei mir. Die Kette behielt ich um den Hals, nahm das Kreuz in die Hand und sprach die alles entscheidende Formel, die mich ein weiser Mann gelehrt hatte.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Im selben Augenblick veränderte sich die Struktur des Würfels, und ich geriet in das Spiel der Kräfte…

***

Suko begriff die Reaktion des Mannes überhaupt nicht.

Der Höllen-Detektiv jaulte auf, sein Gesicht hatte sich schrecklich verzerrt, er war aus dem Konzept geraten und vergaß auch, daß er bewaffnet war. Wenn es eine Chance für Suko gab, den anderen zu überwältigen, dann in diesem Augenblick.

Der Inspektor zögerte nicht eine Sekunde länger. An seine Beretta dachte er nicht. Sie mußte er leider vergessen, da die Waffe in entgegengesetzter Richtung lag, aber er konnte seine körperliche Kampfkraft einsetzen, und die war nicht ohne.

Der Höllen-Detektiv hatte es trotz seiner Anstrengungen nicht geschafft, auf den Füßen zu bleiben. Die Wucht dieses Gegenangriffs hatte ihn einfach umgehauen. Er befand sich in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung, und in dieser Lage erwischte ihn Suko.

Rücksicht hatte Pernell Kent anderen gegenüber nicht gekannt.

Deshalb durfte er auch keine von Suko erwarten.

Und der Inspektor trat zu.

Ein wenig verdreht hielt er den Fuß. Der Sensentritt wischte seitlich gegen die Kinnspitze des auf dem Boden liegenden Mannes und schleuderte dessen Kopf noch weiter zurück, so daß dieser gegen die Verkleidung prallte.

Kent gab ein Geräusch von sich, das nicht zu identifizieren war, und Suko riß ihn in die Höhe, denn er wollte ihm unbedingt die gefährlichen Waffen abnehmen.

Da schlug der andere zu.

Mit einer so starken und schnellen Reaktion hatte Suko nicht gerechnet. Zwar nahm er seinen Kopf zur Seite, ein Revolverlauf erwischte ihn zwischen Ohr und Schulter.

Der Treffer schmerzte und zwang den Chinesen in die Knie. Nur mühsam hielt er sich, hörte Kents Lachen und sah, wie der Höllen-Detektiv seine Waffe schwenkte.

Er wollte Suko zweimal treffen.

Obwohl der Inspektor angeschlagen war, zeigte er, was in ihm steckte.

Wieder setzte er seinen rechten Fuß ein. Diesmal war es ein

Säbeltritt, mit dem er den anderen von den Füßen holte.
Für die Länge eines Herzschlages wirkte der Höllen-Detektiv wie ein Artist, der vom Drahtseil fällt und dabei die Arme hochreißt, um Halt zu finden. Luft hat keine Balken, das merkte Pernell Kent sehr schnell, als er abermals auf den Rücken krachte.
Suko sprang über ihn hinweg. In der Nähe lag die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Er riß sie blitzschnell an sich und schlug im Kreisbogen zu.
Diesmal traf er.
Pernell Kent mußte die Treffer, einstecken.
Drei Riemen hatten ihn voll erwischt. Sie zogen Spuren durch sein Gesicht, und die Haut platzte dort auf.
Das Blut spritzte fontänenartig.
Pernell war kein Dämon, das wurde Suko in diesem Moment klar.
Er hatte nur die Unterstützung des Teufels, aber weshalb war er so plötzlich vor dem Würfel zurückgezuckt?
Fragen, auf die der Inspektor noch keine Antwort wußte, die er aber bekommen wollte, deshalb floh er nicht aus dem Flugzeug, sondern verwandelte sich in einen Irrwisch.
Kent hatte er so gut wie geschafft. Es fiel dem Mann schwer, sich wieder zurechtzufinden.
Blieb die Familie!
Und die war gefährlich.
Luigi und Maria hatten Zeit genug gehabt, sich neu zu orientieren, als Suko gegen den Höllen-Detektiv gekämpft hatte.
Und sie hatten sich entschlossen, gegen Suko und für den Höllen-Detektiv zu kämpfen. Er war ihnen sympathischer. Sollte der Chinese zur Hölle fahren.
Luigi hielt die Beretta längst fest. Nur war er bisher noch nicht zum Schuß gekommen, weil Suko einfach zu schnell bewegt hatte.
Jetzt zielte der Italiener genau.
Da schlug Suko zu.
Die Peitsche bildete die Verlängerung seines Armes, und die drei Riemen fuhren so schnell auf den anderen zu, daß Canotti heftig zusammenzuckte, sich dabei erschrak und den Schuß verriß.
Die Kugel fauchte, und noch im selben Augenblick wickelten sich die drei Peitschenschnüre um seinen Schußarm. Suko brauchte nur noch zu ziehen.
Das tat er.
Die Wucht riß Luigi auf den Inspektor zu. Er geriet durch die Bewegung zwischen Maria und den Chinesen, so daß die Frau nicht dazu kam, die gefährliche Bola zu schleudern, die sie inzwischen von ihrer Hüfte gelöst hatte.
Sukos linke Handkante war wie ein Blitz. Sie hämmerte gegen den

Hals des Mannes, und der Chinese verspürte einen stechenden Schmerz in der Hand, denn er hatte das Gefühl, gegen Metall zu schlagen.

Das war auch der Fall.

Nicht umsonst hatte Luigi Canotti diesen goldenen Überzug auf seiner Haut. Er wirkte gleichzeitig wie ein Schutzschild, und einen zweiten Treffer verdaute er ebenfalls. Suko, auch golden, hatte dies nicht gespürt.

Dann war die Bola da.

Gefährlich hoch schoß sie heran, war auf Sukos Kopf gezielt, und als er den Schädel einzog, war es schon zu spät.

Er wurde nicht an der Stirn getroffen, sondern am Hals.

Suko würgte. Die wuchtig geschleuderte Kugel hatte ihm die Luft geraubt. Wenn er sich jetzt wehrte, geschah dies mehr reflexhaft als genau überlegt.

Maria lachte nur, als sie die Kugeln schleuderte. Eine konnte Suko durch einen Handkantenschlag aus der ursprünglichen Richtung bringen, die dritte Kugel aber kam leider durch.

Suko selbst hörte den dumpfen Laut, als sie gegen seinen Brustkasten dröhnte. Wieder wurde ihm die Luft knapp. Vor seinen Augen tanzten Kreise, er mußte zurück und dachte an seinen gefährlichen Gegner, den Höllen-Detektiv.

Der hatte sich wieder einigermaßen erholt, stand auf beiden Beinen, schwankte zwar noch, aber sein blutunterlaufener Blick pendelte sich allmählich auf Suko ein.

»Dich mache ich fertig!« versprach er dem Inspektor. »Du verfluchter Bulle, du…!«

Er hielt beide Revolver fest umklammert, auch wenn er noch Schwierigkeiten hatte, sie in der Waagerechten zu halten, damit er Suko auch treffen konnte.

Auf und nieder schwankten die Arme. Als er sah, daß Maria Canotti ihre Bola schleudern wollte, drang ein wütendes ›Nein‹ über seine Lippen.

Dieser Mann war schlimmer als ein Tier.

»Dem Kreuz habe ich nicht widerstehen können. Ich hasse es, es hatte Kraft, es hatte…« Seine weiteren Worte gingen in ein unverständliches Gemurmel über.

Dennoch hatte er Suko damit auf eine Idee gebracht. Von einem Kreuz war gesprochen worden, und Suko, der ziemlich nahe an der Vitrine stand, warf einen Blick in den Würfel.

Eine Gestalt hielt sich darin auf.

John Sinclair!

Es war schwer für den Inspektor, diese Tatsache zu verkraften. Er hatte John woanders vermutet, aber nicht im Würfel des Unheils

gefangen.
Was ihm nach dieser Entdeckung alles durch den Kopf strömte, konnte er nicht in die richtigen Bahnen lenken, so daß er auf seine Gegner nicht achtete.
Das rächte sich.
Es war die Bola, die dennoch geschleudert wurde und deren Band sich wieder um seine Kehle wickelte.
Sofort wurde Suko die Luft abgeschnürt, und starr stand er auf dem Fleck, während der andere näher kam, ohne daß Suko etwas dagegen unternehmen konnte und ihm die Mündung der Waffe an die Stirn und genau zwischen die Augen preßte.
Die andere Mündung drückte Pernell Kent in Sukos Magengegend.
Das reichte der Canotti, denn sie löste die Bola wieder. Suko atmete durch.
Der Inspektor sah das Gesicht des Höllen-Detektivs dicht vor sich.
Es war durch die Treffer der Peitsche gezeichnet. An zwei Stellen zeigte die Haut tiefe Risse. Wie kleine mit geronnenem Blut gefüllte Krater sahen sie aus. Wenn Suko jemals von einem Menschen oder einer Person gehaßt worden war, dann von diesem Pernell Kent.
Aus dessen Augen schlugen dem Chinesen der blanke Haß und die kalte Wut entgegen. Kent würde ihn umbringen, daran gab es nichts zu rütteln.
»Zusehen werde ich, wenn du krepierst«, flüsterte Kent, »darauf kannst du dich verlassen.«
»Ja, und ich werde dabei zuschauen!« giftete die Frau aus dem Hintergrund. »Ganz genau schaue ich zu, das verspreche ich dir. Ich mache dich mit fertig, du…«
»Halt dich raus, Alte!« sagte Kent und schaute dem Chinesen starr in die Augen.
Vielleicht erwartete er von seinem Gegner eine Erklärung oder wollte ihn betteln hören. Nichts davon tat Suko. Seine Gedanken drehten sich natürlich um das Problem, wie er sich aus der Klemme befreien konnte, aber auch an John Sinclair dachte er, der ein Gefangener des Würfels war. Beiden Freunden ging es nicht gut, und Sukos einzige Möglichkeit, etwas zu erreichen, war der Stab.
Ihn mußte er einsetzen.
Zum Glück schoß Kent nicht sofort. Er hatte noch eine Frage und stellte sie auch. »Ich will nur wissen, Chinese, wie du überhaupt hier reingerutscht bist.«
Suko hatte die Arme halb angewinkelt. Er schaute den anderen direkt an. Dabei zog er seine Lippen in die Breite.
Es sollte so etwas wie ein Grinsen sein und Kent ablenken.
Das schaffte er auch, denn dieser Typ brannte seinen Blick förmlich in Sukos Gesicht.

Vorsichtig bewegte der Inspektor seinen rechten Arm. Es mußte ihm gelingen, die Hand ungesehen an den Stab zu bringen. Wenn er das geschafft hatte, war viel gewonnen.

»Zufall«, antwortete Suko auf die Frage. »Wirklich Zufall. Wir hatten in Paris zu tun, weißt du…«

»Kommst du nicht aus London?«

»Doch, aber ein Fall führte uns nach Paris. Als wir abflogen, da geschah es. Unsere Maschine wurde manipuliert, und wir sind dann in Italien gelandet.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

Kent überlegte, ob er noch eine weitere Frage stellen konnte. Sukos Hand befand sich bereits am Ausschnitt seiner Windbluse. Nur mehr wenige Zentimeter brauchte er die Fingerspitzen vorzuschieben, um den Stab greifen zu können. Dabei hoffte er, daß sich die Waffe wieder voll aufgeladen hatte, so daß es für ihn keine Schwierigkeiten gab, den Stab wieder einzusetzen.

»Und weshalb willst du unbedingt verhindern, daß ich den Würfel an mich nehme?« fragte der andere weiter.

»Weil ich Jane Collins gut kenne.«

»Eine Hexe?«

»Vielleicht.«

»Weißt du denn, daß der Satan sie killen will? Schließlich hat sie sich gegen ihn gestellt. Sie hat ihn verraten, und der Teufel beauftragte mich, sie zu töten. Gut, nicht?«

»Für mich nicht.«

»Klar, ihr werdet beide sterben.«

»Machen Sie schon!« meldete sich die Canotti. »Wir haben nicht viel Zeit. Dies hier ist eine Welt, die voller Überraschungen steckt, kann ich dir sagen.«

»Weiß ich selbst, Alte!«

Suko sah, daß Kent durch das Gespräch mit Maria Canotti abgelenkt war. Er hatte seinen Kopf nach links gedreht, um sie anschauen zu können, und Suko nutzte seine Chance.

Die Finger berührten den Stab, umschlossen ihn, und er rief laut das entscheidende Wort.

»Topar!«

Augenblicklich erstarrte die Szene. Auch in dieser Welt und auf diesem Planeten hatte der Stab seine Wirkung. So stark war die Magie, daß sie die anderen zu Statisten degradierte. Alle Personen, die sich in Sukos Rufweite befanden, bewegten sich nicht mehr von der Stelle und standen wie angewachsen.

Fünf Sekunden blieben Suko. Und diese Zeitspanne mußte er optimal ausnutzen. Lange genug hatte er sich auf der Verliererstraße

befunden, er wollte auch mal ein Gewinner sein.

Und er war schnell.

Zuerst kümmerte sich Suko um das »Denkmal« Pernell Kent. Mit zwei sicheren Griffen entwand er diesem Kerl die beiden gefährlichen Revolver und steckte sie in seinen Gürtel.

Dann nahm er sich die Canottis vor. Auch Luigi stand auf dem Fleck wie angewachsen. Die Beretta hielt er fest. Suko mußte über den toten Romano hinwegspringen, um an seine Waffe zu gelangen, die er festhielt. Er wollte auch die Bola der Maria Canotti an sich reißen, das gelang ihm aber nicht mehr, denn die Zeitspanne war um.

Suko schaffte es gerade noch, so weit zurückzuspringen, bis er die richtige Distanz hatte, um die drei Gegner mit einer Waffe optimal bedrohen zu können.

Sie waren perplex.

Weniger die Canottis als der Höllen-Detektiv, der diese Wendung überhaupt nicht fassen konnte.

Er stand da, schaute dumm aus der Wäsche und schielte dabei auf seine Hände, die leer waren.

»Verdammt!« hörte Suko ihn flüstern.

»Ja«, sagte der Inspektor, »der Spieß hat sich gedreht. Jetzt bin ich an der Reihe.«

Kent schüttelte den Kopf. »Aber wie hast du… wie … ich meine…«

»Er ist gefährlicher, als wir gedacht haben«, erklärte die Frau.

»Dieser Hundesohn arbeitet mit allen Tricks. Nicht wahr, Chinese?«

»Halten Sie sich ruhig.«

»Weshalb? Hast du Angst, daß du trotz deiner Waffe den kürzeren ziehen wirst? Daran glaube ich nämlich. Du wirst es nicht schaffen. Nicht in dieser Welt, in der wir unsere Vollendung erreicht haben. Wir haben die Erde verlassen, um in der Vergangenheit leben zu können. Die goldenen Skelette haben uns mit ihrer Magie getauft. Unsere Körper sind ebenso golden wie die anderen. Und auch deiner macht da keine Ausnahme. Glaubst du im Ernst, daß du uns entkommst, wo du einer der unserigen bist? Das denke nur nicht, Chinese. Du weißt Bescheid!«

In der Tat, Suko wußte Bescheid. Er hatte seine Erfahrungen mit dieser Frau sammeln können, die so eiskalt reagierte und ihn allein anschaute, um ihn durch ihre Kraft unter ihre Kontrolle zu bringen.

Suko sollte nicht aus eigenem Antrieb handeln können. Sie hatte etwas zu sagen, sie wollte ihn kontrollieren, und sie würde es auch tun, daran ging kein Weg vorbei.

Wieder spürte der Inspektor den Psycho-Sturm. Durch die Veränderung seiner Haut war er unter den Bann der Canottis gelangt.

Als sich Pernell Kent bewegte, winkte die Frau ab. »Laß es«, sagte sie.

»Ich werde das übernehmen. Du brauchst nur zuzuschauen und wirst

erkennen, wie schwach dieser Typ letztendlich ist. Das kann ich dir verraten.«

Suko hatte es tatsächlich schwer. In seinem Kopf tosten die Gedanken.

Sie bildeten ein Durcheinander, denn er stellte der Beeinflussung seine eigene Kraft entgegen.

Es fiel ihm schwer.

Und eins war ihm klar. Wenn er den Kampf verlor, dann war er wirklich verloren. Keiner seiner Feinde würde auch nur eine Sekunde lang Gnade kennen und sich von einem Mord abhalten lassen.

Aus diesem Grunde konnte er keine Kompromisse schließen. Er mußte Maria Canotti mit Härte begegnen, solange ihm dies noch möglich war.

Im Moment war er dazu noch in der Lage.

»Laß es!« sprach er Maria Canotti an. »Du schaffst es nicht!«

»Doch ich schaffe es!«

»Dann werde ich schießen!«

Für einen Moment zuckte die Frau tatsächlich zurück. Suko stellte auch fest, daß ihr geistiger Angriff parallel dazu nachließ, so war sie überrascht worden.

»Das willst du wirklich?«

»Ich bin fest entschlossen.«

»Ohne meine Hilfe kommst du hier nicht raus. Wir Canottis können nicht getötet werden. Es ist schon schlimm, daß Romano sterben mußte, aber wir bleiben am Leben. Die Skelette werden uns brauchen. Es soll alles so werden wie früher…«

Suko hob die Schultern. »Das wollen wir mal dahingestellt sein lassen. Wir haben eine kaum faßbare Reise hinter uns, und wir werden auch wieder zurückkehren, da bin ich mir sicher. Ich will, daß Sie die Bola fallen lassen.«

»Nein!«

Eine klare Antwort, und Suko stellte fest, daß Maria Canotti es abermals versuchte. Wieder setzte sie ihre Überzeugungskraft ein, um Sukos Psyche zu beeinflussen.

Sie tat es mit aller Kraft.

Das goldene Gesicht verzerrte sich dabei. Sie wollte Suko unter ihre Kontrolle zwingen. Dabei setzte sie einen regelrechten Psycho-Terror ein.

Der Inspektor versuchte, ihm zu widerstehen. Es würde ihm schwerfallen, das war sicher, und er sah auch, daß Luigi Canotti und Pernell Kent sprungbereite Haltungen einnahmen. Sie merkten, daß etwas mit Suko geschah. Er reagierte nicht mehr so glatt, stark und sicher wie noch vor Sekunden. Es deutete alles daraufhin, daß die Canotti die Oberhand gewann.

»Ja«, flüsterte sie, »ja, ich gebe dir keine Chance. Du wirst es erleben. Du bist und bleibst unter meiner Kontrolle. Wer den Canottis einmal gehört hat, der…«

Sie stoppte den Redefluß, denn Suko hatte sich entschlossen, so zu handeln, wie er versprochen hatte. Es fiel ihm schwer, genau zu zielen, denn in seinem Kopf tönte eine Stimme, die ihn unbedingt von dieser ›Tat‹ abhalten wollte.

Lange durfte der Chinese nicht mehr warten. Maria Canotti gab sich sicher. Sie unterstrich diese Sicherheit noch durch die leichte Bewegung der Bola. Die drei Kugeln blieben auch nicht still, schwangen auf und nieder, so daß sie gegeneinander klackten. Geräusche, die Suko einlullen sollten.

Dazwischen krachte der Schuß!

Alles ging sehr schnell, dennoch hatte der Inspektor das Gefühl, es viel langsamer zu erleben. Seine Sichtperspektive war durch den Psycho-Druck verstärkt worden, und er glaubte für einen Moment, daß sich die Frau nach dem Einschlag der Kugel auflösen würde.

Dann riß der Kontakt zu ihr, der Inspektor sah wieder klar und mußte die Beretta sofort nach rechts schwenken, da dort Pernell Kent sprungbereit wie ein Panther stand.

»Laß es!« befahl Suko.

Kent zuckte zurück. Seine halb erhobenen Arme sanken allmählich nach unten. Er nickte.

Suko veränderte ein wenig seinen Standort. Er baute sich so auf, daß er zwischen Kent und der Frau stand. So konnte er beide gleichzeitig beobachten.

Maria Canotti hatte die Silberkugel erwischt. Sie war *nicht* an der goldenen Oberfläche abgeprallt. Suko hatte auf das Bein gezielt, doch durch die Verzerrung der Sichtperspektive es nicht geschafft, genau die Stelle zu treffen. So war die Kugel in die Hüfte der Frau geschlagen.

Sie reagierte wie ein normaler Mensch.

Auf den Beinen konnte sie sich nur halten, weil sie sich auf einer Sessellehne abstützte. Ihre Hand lag gespreizt auf der Oberkante. Sie schwankte wie ein Rohr im Wind. Von einer Seite zur anderen pendelte sie, sprach Worte, deren Bedeutung sie wohl nur allein kannte, und dabei rann auch Speichel aus ihrem Mund.

Schwer holte sie Luft. Es war ein schlimmes Keuchen. Noch hielt sie die Bola fest.

Durch das Zittern des Arms und die unkontrollierten Bewegungen schlugen die Kugeln unregelmäßiger gegeneinander. Es steckte kein erkennbarer Rhythmus mehr darin.

»Du Schwein!« brachte sie mühsam über ihre Lippen. »Du verdammtes Schwein. Geschossen hast du, die Kugel hast du…

ahhh…«

Sie brach zusammen.

Als ihre Hand abrutschte und der Körper zur Seite fiel, reagierte Luigi.

Ob Suko es erlaubte oder nicht, das kümmerte ihn nicht. Luigi sprang vor und fing Maria Canotti auf, während er dem Chinesen anklagend ins Gesicht starrte.

Suko hatte für die beiden momentan keinen Blick.

Er schaute auf Pernell Kent, den gefährlichen Teufelsdiener.

»Gratuliere!« zischte dieser Suko entgegen. »Ich hätte nicht gedacht, daß du so reagierst.«

»Ja, das ist Pech. Viele irren sich.«

»Klar, Bulle, klar…«

Es war für Suko mehr als seltsam, Worte wie Bulle in einer Welt zu erleben, die tief in der Vergangenheit lag. Sie paßten einfach nicht hierher.

Der Inspektor hörte das Stöhnen. Nicht die getroffene Maria hatte es ausgestoßen, sondern Luigi, der sie in den Armen hielt. Daß er so reagierte, hatte seinen Grund, denn er sah erst jetzt, was die Kugel angerichtet hatte.

Das geweihte Silber entfaltete im Körper seine volle Kraft und begann damit, die Frau auf eine gewisse Art und Weise zu ›erlösen‹.

Die goldene Farbe auf ihrer Haut schmolz allmählich weg. Es war ein Bild des Schreckens, denn auf der Haut, sozusagen als Gegenfarbe, befanden sich sehr dünne Blutstreifen, die sich an den Rändern des Kugellochs gesammelt hatten.

Und das Gold verlief.

Man konnte glauben, daß sich innerhalb des Körpers eine Hitzequelle befand, die die Farbe allmählich zum Schmelzen brachte.

Gesicht, Arme, Beine, nichts davon wurde ausgelassen. Das Gold schmolz und rann ineinander, wobei es lange Streifen und Fäden bildete, die sich zu einem wirren Muster vereinigten.

Maria Canotti sah in diesen Augenblicken aus wie eine zusammengelaufene Goldfigur.

Ein schauriges Etwas, das immer mehr an eine schmelzende Statue als an einen Menschen erinnerte.

Und Luigi hielt seine Mutter umklammert. Er sah zu, wie sich das Gold an den Rändern sammelte, von der Gravitation erfaßt wurde und allmählich zu Boden tropfte.

Dort hinterließ es dicke Flecken, die, wenn sie aufprallten, sternförmig zerliefen.

Es war makaber.

Suko konnte kein Mitleid haben. Er wußte, daß Maria Canotti nicht gezögert hätte, ihn zu töten. Jetzt zahlte sie die Rechnung.

Genau dort, wo das Gold verlaufen oder abgetropft war, kam die normale Haut zum Vorschein. Sie erinnerte an die eines Toten. So bleich war sie und gleichzeitig auch aufgequollen.

Luigi Canotti sprach ihn an. »Das haben Sie nicht umsonst getan. Sie werden fürchterlich zu leiden haben, ich schwöre es Ihnen, Sie verdammter Hund, Sie…«

Suko enthielt sich einer Entgegnung. Er hatte etwas gehört und auch gleichzeitig gespürt.

Nicht im Innern der Maschine war es aufgeklungen, sondern von draußen. So etwas wie Wind oder Sturm schien dort aufgekommen zu sein, und die Maschine begann in den nächsten Sekunden leicht zu schwanken. Diese Bewegungen übertrugen sich auch auf die anwesenden Menschen. Selbst Suko hatte Mühe mit dem Gleichgewicht.

Der Höllen-Detektiv wollte seine Chance nutzen. Er duckte sich schon zum Sprung, als ihn Sukos peitschender Befehl erreicht:

»Rühr dich nicht von der Stelle!«

»Okay, okay, Mann«, sagte Kent, breitete seine Arme aus und spreizte die Hände. »Du hast gewonnen. Wenigstens vorerst«, schränkte er ein und lachte blechern.

Suko konzentrierte sich auf die Außengeräusche. Das tat er nicht allein. Auch Luigi Canotti hatte etwas gehört. Er schien beunruhigt zu sein, weil er nicht wußte, was dort vorging.

Seine Mutter lag nach wie vor in seinen Armen und stöhnte leise.

Sie hatte wohl nichts vernommen.

»Was ist das?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Luigi. Er warf dabei einen Blick auf Maria, bevor er sie zu Boden gleiten ließ. Er selbst erhob sich ruckartig.

»Ich werde nachschauen!«

»Sie bleiben hier!« befahl Suko.

»Nein!« Canotti blitzte ihn an. »Wenn Sie mich daran hindern wollen, müssen Sie schießen!«

»Seien Sie vernünftig!«

»Das will ich nicht sein. Wir gehören in diese Welt, und wir werden uns die Kraft des Planeten zunutze machen. Ich schaue nach. Für uns kann es nicht schlimm sein, aber für dich, du verfluchter Chinese. Du wirst den Horror erleben, das verspreche ich dir.«

Canotti nickte entschlossen, drehte sich um und gelangte mit zwei Schritten an die Seite des entführten Flugzeugs.

Genau dort wollte er weitergehen, bis er den Ausstieg erreicht hatte.

Sollte Suko schießen?

Er zögerte noch, weil er sich einfach nicht überwinden konnte, so etwas zu tun.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen. Das Ereignis, das außerhalb des Jets stattfand, schlug grausam zu, und seine schrecklichen Folgen bekamen alle zu spüren.

Suko glaubte noch, ein hohes Singen zu vernehmen. Bevor er sich darauf konzentrieren konnte, wurde die Maschine von einem gewaltigen Schlag erschüttert, der das Flugzeug nicht nur durchschüttelte, sondern auch an der Seite einriß. Und zwar dort, wo sich Canotti befand.

Auch er hatte etwas bemerkt, war stehengeblieben und tat damit genau das Falsche.

Neben ihm riß die Außenhaut. Etwas fetzte mit ungeheurer Wucht die Innenverkleidung entzwei, zischte von oben nach unten und wirkte wie ein überdimensional gebogener Zahn aus Metall.

Das war es nicht, sondern das blanke und geschliffene Blatt einer gewaltigen Sense.

Und die traf.

Luigi Canotti wurde voll erwischt. Fast teilte ihn die Sense in zwei Hälften. Er kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, und auch die goldene Haut setzte der Waffe keinen Widerstand entgegen.

Suko aber wußte Bescheid.

Während Luigi Canotti blutüberströmt zusammenbrach, dachte der Inspektor nur an eines.

Draußen wartete ein furchtbarer Dämon.

Der Schwarze Tod!

***

Der Eiserne Engel war gekommen, um seine beiden Freunde um Hilfe zu bitten. Myxin und Kara hatten ihm zugehört. Ohne ein Wort zu verlieren, waren sie einverstanden und einer Meinung.

»Komm mit«, sagte Kara. Sie legte ihre Hand auf die Schulter des Eisernen und begleitete ihn zum Blockhaus, wo Myxin und sie das aufbewahrten, was so wichtig für sie beide war und einst von den Stummen Göttern erschaffen worden war.

Die Totenmaske aus Atlantis!

Sie war lange verschollen gewesen. Auch der Eiserne hätte sie gern besessen, denn geschaffen hatten sie die Stummen Götter, die der Engel als seine Väter bezeichnete.

Diese Waffe hatte damals zu Beginn der Zeiten einen Gegenpol zum Würfel des Unheils bilden sollen, denn dieser war nichts anderes als das Orakel von Atlantis.

Tief im Innern seines Herzens hoffte der Eiserne Engel, daß es ihm durch das Erbe seiner Väter, eben die Maske, gelingen würde, die Großen Alten in ihre Schranken zu verweisen und sie zu stoppen. Das wäre natürlich mehr als sensationell gewesen. Leider blieb es bis jetzt

ein Wunschtraum, doch der Eiserne gab die Hoffnung nicht auf.

In der Blockhütte herrschte eine angenehme Temperatur. Durch die kleinen Fenster drang nicht allzu viel Licht. Es war demnach sehr dämmrig in dem Raum.

Möbel besaßen Kara und Myxin auch. Schlichte, selbstgezimmerte Sachen, die überall herumstanden. Eine zweite Tür führte in den Schlafraum.

»Möchtest du dich setzen?« fragte Kara, weil sie mit ansehen mußte, wie geduckt ihr Gast stand, um nicht mit seinem Kopf gegen die Decke zu stoßen.

»Nein, danke, ich bleibe stehen. Wirklich nett von dir.«

Myxin schob sich an dem Eisernen vorbei. »Ich werde die Maske holen«, erklärte er. Lautlos verschwand er durch die zweite Tür, die langsam hinter ihm zuschwang.

»Wie geht es ihm?« wollte der Eiserne Engel wissen.

Kara lächelte. »Wieder gut. Er hat die schlimmen Zeiten besser überstanden, als ich gedacht habe.«

»Ja, ich hörte davon. Es muß schwer genug für ihn gewesen sein.«

»Aber es hat sich gelohnt. Es ist uns wirklich gelungen, die Steine wieder in unseren Besitz zu bringen und vor allen Dingen Arkonada zu vernichten.«

»Das hat auch mir Hoffnung gegeben.«

»Inwiefern?« fragte Kara.

»Vielleicht war dies ein Anfang. Und es sollte uns gelingen, die Großen Alten zu vernichten oder zumindest so zu schlagen, daß sie sich in den nächsten tausend Jahren nicht mehr von der Niederlage erholen können.«

Die Schöne aus dem Totenreich lächelte. »Das ist auch mein Wunschtraum.«

»Vielleicht klappt es.«

»Auf unsere Unterstützung kannst du immer rechnen. John und Suko werden auch dabei sein, das ist klar.«

»Ich hoffe nur, daß sie es schaffen.«

»Das ist auch meine Sorge«, erklärte Kara. »Sie gehören zu den Menschen, die selbst den Teufel aus der Hölle holen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Sicher.«

Das Gespräch verstummte, da Myxin zurückkehrte.

In der Hand hielt er die Totenmaske aus Atlantis. Der kleine Magier trug sie so vorsichtig, als wäre sie aus Glas. Sie war seine wichtigste Waffe. Er wollte sie auf keinen Fall verlieren, und er hatte sie diesmal flach auf seinen Handtellern liegen.

Der Eiserne Engel schaute sie an.

Die Waffe war ein Wunderwerk der Magie. Wer sie aufsetzte, konnte

in die Vergangenheit schauen. Ereignisse, die für die Gegenwart wichtig waren, konnten gesehen und daraus die richtigen Folgen gezogen werden.

Das war schon außergewöhnlich. Gleichzeitig konnte Myxin die Maske auch als Waffe gegen seine Feinde einsetzen, denn vor ihr hatten viele Todesangst.

Die grüne Maske hatte eine nach außen vorstehende Nase und genau fünf Ecken, wo jeweils ein Auge saß. Diese Augen ermöglichten den Blick in die Vergangenheit. Über die genaue Funktion dieser Augen wußte auch der Eiserne Engel nicht Bescheid. Gerüchte besagten, daß man durch die Kraft der Augen eventuell die Großen Alten vernichten konnte, aber so weit war Myxin noch nicht. Hätte er es genau gewußt, er hätte nicht gezögert, die Maske auch einzusetzen, um das Grauen zu stoppen.

Der kleine Magier lächelte, als er den Eisernen anblickte. »Deine Vorfahren haben sie erschaffen«, sagte er. »Erinnere dich daran.«

»Ich weiß es nicht. Sie muß noch älter sein als ich. Wahrscheinlich ist sie zu der Zeit entstanden, als auch die Großen Alten geboren wurden. Die Stummen Götter hatten einen Gegenpol bilden wollen, das ist ihnen auch gelungen, aber sie kamen nicht mehr dazu, die Maske einzusetzen, weil die Großen Alten sie mittlerweile verbannt hatten.«

»So sehe ich es auch«, erklärte Myxin. »Dennoch hoffe ich darauf, daß sie uns irgendwann einmal den Weg zeigen wird, um die Großen Alten zu vernichten.«

»Was ich dazu beitragen kann, um deinen Wunsch zu erfüllen, werde ich tun«, erklärte der Eiserne.

»Das wissen Kara und ich.« Myxin schaute noch einen Moment auf die Maske, wechselte seinen Blick und sah den Eisernen an. »Ich werde sie aufsetzen. Vielleicht bekomme ich Kontakt.«

Der Engel nickte nur.

Myxin hob seine Hände. Er führte die Maske gegen sein Gesicht.

Gespannt wurde er von Kara und dem Eisernen Engel beobachtet.

Würde es ihm tatsächlich gelingen, mit Hilfe der Maske einen Blick in die Vergangenheit des Kontinents zu werfen?

Sie fieberten beide. Kara hatte ihre Hände zu Fäusten geballt. Die Lippen waren dabei so fest zusammengepreßt, daß sie nur mehr einen Strich bildeten.

Es mußte gelingen. Sie konnten doch nicht immer nur Niederlagen einstecken.

Der kleine Magier wirkte, da er jetzt die Maske trug, ein wenig grotesk. Man hätte sogar Angst vor ihm bekommen können, denn von seinem Kopf war nichts mehr zu sehen. Die Maske nahm ihn völlig ein.

Und die Augen an ihren Ecken schienen regelrecht hervorzuspringen.

In ihnen tat sich etwas.

Kara und der Eiserne Engel beobachteten sie genau. Es war außergewöhnlich an der Maske, daß die fünf Augen jeweils verschiedene Farben aufwiesen. In einem hellen Blau schimmerte das, was sich von Kara und dem Eisernen aus gesehen an der linken oberen Seite befand. Das gegenüberliegende auf der rechten Seite zeigte eine rose Farbe mit einer dunkleren, fast hellroten Pupille. Das Auge darunter hatte einen lilafarbenen Ton und das am Kinn einen beigen, wobei dessen Pupille bräunlich aussah. Blieb noch das letzte Auge. In einem satten Grün leuchtete die Pupille. Die sie umgebende Farbe war weicher und wirkte wie Sommergras.

All diese Augen hatten sich nicht bewegt, als die Maske noch auf Myxins Handteller lag.

Das änderte sich nun.

Plötzlich kam Leben in die Pupillen. Ihre Farbe wurde kräftiger, intensiver, und die Augen begannen zu leuchten. Gleichzeitig bewegten sich auch die Pupillen, sie zitterten und zogen dann ihre Kreise, wobei sie aber innerhalb des Augapfels blieben.

Von Myxin selbst war nichts zu hören. Kein Stöhnen, keine Erklärung – nichts. Er schaute allein in Tiefen hinein, die nur für den Träger der Maske bestimmt waren.

Kara und der Eiserne Engel warteten voller Spannung. Irgendwann mußte doch etwas geschehen. Es ging einfach nicht, daß Myxin nichts sagte und so stumm blieb.

Er bewegte sich.

Es war ein Öffnen und sich Schließen der Hände. Manchmal bildeten sie Fäuste, dann waren die Finger gestreckt, und Myxin schüttelte sogar den Kopf.

Die fünf Augen aber leuchteten weiter.

Kara und der Eiserne hatten das Gefühl, als wären sie Leinwände, die nur Bilder zeigten, die Myxin sehen konnte. Und so war es auch höchstwahrscheinlich.

Bis zu dem Zeitpunkt, als sich einiges änderte und Myxin zurücktaumelte. Auf einmal wollte er nicht mehr oder konnte auch nicht, denn er wäre fast gestürzt.

Rasch reagierte der Eiserne Engel. Bevor Myxin sich versah, hatte er ihn erreicht und stützte ihn ab. Dann drückte er den kleinen Magier auf einen einfachen Holzstuhl.

Myxin blieb sitzen. Noch immer lag die Maske auf seinem Gesicht.

Sie schien dort angewachsen zu sein. Dumpf drang schließlich die Stimme unter ihr hervor.

»Nehmt sie mir ab.«

Da Kara mittlerweile auch vor ihrem Freund stand, übernahm sie die

Aufgabe. Vorsichtig entfernte sie die Maske vom Gesicht des kleinen Magiers. Es war gar nicht einfach, denn sie hatte sich fast an der Haut festgesaugt.

Kara mußte schon mit beiden Händen ziehen, um einen Erfolg zu erreichen. Ein erschöpfter Myxin schaute sie an. Zwischen seinem Gesicht und der Maske wallte leichter Dunst, der rasch vertrieben wurde. Auch die Haut des Magiers schimmerte nicht mehr in der ursprünglich so grünen Farbe, sie war wesentlich bleicher geworden.

Kara schaute ihren Freund besorgt an. »Geht es dir gut?« erkundigte sie sich.

Nein, es ging ihm nicht gut. Myxin mußte sich erst erholen, um einige Worte sagen zu können. »Es… es war schlimm …«

»Was hast du gesehen?«

»Er war da!«

»Wer?«

»Der Schwarze Tod.«

Nach dieser Antwort schaute Kara den Eisernen an und sah dessen Nicken. »Ich habe es mir gedacht«, erklärte dieser. »Der Schwarze Tod mischt wieder mit.«

»Aber doch nur in der Vergangenheit.«

»Natürlich.«

Kara war einigermaßen beruhigt, bevor sie sich mit der nächsten Frage an ihren Freund wandte. »Du hast sicherlich nicht nur den Schwarzen Tod gesehen. Gab es noch etwas anderes? Wenn ja, dann sage es uns bitte. Was können wir tun?«

Myxin streckte an Stelle einer Antwort die rechte Hand aus. Kara wußte Bescheid. Sie faßte ihren Freund an und zog ihn in die Höhe.

Vor dem Stuhl blieb Myxin stehen. Er schaute weder Kara noch den Eisernen Engel an, als er redete.

»Ihr habt recht. Nicht allein den Schwarzen Tod habe ich gesehen, auch ein Flugzeug und ein junges Mädchen, das sich in der Gewalt des Dämons befand. Aber nicht der Schwarze Tod selbst hielt es gefangen, sondern Nepreno.«

»Der Drache?« fragte Kara.

»Ja, auf ihm saß er und ritt durch die Lüfte. Es war ein schauriges Bild, als er über dem Höllensumpf erschien und seinen Kurs änderte. Er flog die Maschine an, die dort stand.«

»Und dann?« erkundigte sich Kara mit fiebernder Stimme.

»Es besaß auch die Sense…«

»In der Maschine müssen sich John und Suko befinden«, gab der Eiserne zu bedenken.

»Ja, vielleicht.« Myxin hob die schmalen Schultern. »Ich konnte es nicht erkennen. Aber ich sah, daß der Schwarze Tod vorhatte, das Flugzeug zu zerstören. Hätte er es sich sonst als Ziel ausgesucht?«

»Nein«, flüsterte Kara.
»Doch er hat die Maschine noch nicht zerstört.«
»So ist es«, erwiderte Myxin auf die Frage des Eisernen Engels.
Der folgte weiter. »Um etwas zu retten, müßten wir in die Zeit des alten Atlantis springen.«
»Nein. Auf den Planet der Magier!« präzisierte Myxin.
»Das ist für mich das gleiche.« Der Eiserne wandte sich an Kara.
»Schaffen wir dies?«
Sie überlegte einen Moment. »Gemeinsam vielleicht. Wenn ich mein Schwert nehme, Myxin die Maske und du das Pendel, dann könnte es uns vielleicht gelingen, die Zeiten so zu verändern, daß wir in die Vergangenheit reisen.«
»Ist das eine Chance?« fragte der Eiserne den kleinen Magier.
»Wir sollten es versuchen.«
»Dann los!«

***

Wieder war es einem Sturmwind ähnlich, der über mich kam, und ich hatte das Gefühl gehabt, zwischen Kräfte geraten zu sein, die keiner mehr kontrollieren konnte.
Ich erst recht nicht!
Hatte ich tatsächlich das Falsche getan? War es ein Fehler gewesen, das Kreuz zu aktivieren?
Man konnte es drehen und wenden. Für mich war es die einzige Möglichkeit gewesen.
Und trotz meiner mehr als bescheidenen Lage konzentrierte ich mich wieder auf den Würfel des Unheils. Ich wollte seine Kräfte locken, damit sie mir die Reise in ein Gebiet ermöglichten, von dem Jane Collins Geist gesprochen hatte.
In das Tal der Alpträume!
Ich wußte nicht, wo es lag, ich wußte nicht, welche Gefahren es für mich barg, aber ich hatte keine andere Wahl. Ich hielt mein Kreuz umklammert, konzentrierte die Gedanken stark auf das von mir anvisierte Ziel und hoffte, daß ich dort auch eintraf.
Minuten oder Stunden wurden zu einem Nichts reduziert. Diese Welt war eine andere, mit normalen Maßstäben nicht zu fassen und vor allen Dingen nicht mein Ziel, das in einem jener Gebiete des Planeten lag, wo Alpträume zu einer gefährlichen Wirklichkeit wurden und sich die Gefahren dort konzentrierten.
Die Schlucht der Alpträume!
Noch nie hatte ich davon gehört, aber immer wieder erlebte ich die seltsamsten Überraschungen. Mit der Schlucht der Stummen Götter hatte sie wohl nichts gemein, davon ging ich aus.
Das Kräftespiel aus Zeit und Magie hatte auch mich erfaßt, und es

trieb mich förmlich hinaus in eine Weite des Planeten, die ich bisher nicht kannte.

Nebel und ein gleichzeitiger Farbenwirrwarr umgaben mich während meiner ›Reise‹, bis sich beides plötzlich lichtete und ich einen klaren Blick hatte.

Ja, ich befand mich am Ziel.

Für einen Moment stockte mir der Atem, denn ich hatte keinen Boden unter den Füßen und fiel trotzdem nicht in die Tiefe. Ich schwebte und hatte Halt.

Zuerst schaute ich nach unten.

Es war keine Schlucht, auf dessen Boden ich sah, sondern ein Nebelstreif, auf dem ich stand. Was sich darunter befand, konnte ich nicht erkennen.

Danach schaute ich in die Höhe und sah etwas.

Im ersten Augenblick erschrak ich. Selten in meinem Leben hatte ich so dunkle und unheimliche Wände wie in diesem engen Tal erlebt. Sie stiegen steil und weit in die Höhe, daß ich ihr Ende nicht erkannte und auch keinen eigentlichen Himmel sah, denn die Schlucht schien in ferner Höhe zuzuwachsen.

Das Gestein war rauh und rissig. An einigen Stellen wirkte es so, als hätten gewaltige Fäuste hineingeschlagen und ihre Höhlen dort hinterlassen.

Eine wilde, eine schaurige, eine unheimliche Welt, in der ich steckte.

Und eine Welt der absoluten Stille.

Bis ich die Stimme hörte. Wieder drang sie durch meinen Körper, aber ich kannte sie inzwischen.

Jane Collins sprach. ›John, du mußt jetzt vorsichtig sein. Du hast dein Ziel erreicht, dem Würfel ist nichts passiert, aber jetzt wirst du nicht nur achtgeben, sondern auch Glück haben müssen, um das schaffen zu können, was du dir vorgenommen hast.‹

›Wie meinst du das?‹

›Drücke dir selbst die Daumen, daß es jemand auf der Erde gibt, der einen Alptraum hat und dadurch in der Lage ist, die Geister der goldenen Skelette sichtbar zu machen.‹

›Und das wird gelingen?‹

›Ich hoffe es für dich mit. Das wäre dann ein erster Schritt zu meiner Rettung.‹ Zu meiner Rettung! hatte Jane gesagt. Wie sich das anhörte! Ich konnte es noch immer nicht fassen. Was hatte ich nicht alles eingesetzt, um sie aus den Klauen des Satans zu befreien. Und was war geschehen?

Welcher Erfolg hatte sich gezeigt? Keiner.

Ich mußte erst weit in die Vergangenheit und auf einen anderen Planeten reisen, um ein Problem zu lösen, das mich in der Gegenwart beschäftigte.

Das war kaum zu glauben.

Ich »rief« wieder nach Jane Collins. Diesmal erhielt ich keine Antwort.

Wahrscheinlich hatte sich mein Ruf auch irgendwo im Strudel der Zeit verloren.

So blieb ich allein.

Getrennt von der Gegenwart und meinen Freunden befand ich mich inmitten einer feindlichen Umwelt und in der Vergangenheit eines Planeten, der einmal zum Kontinent Atlantis gehörte hatte.

In der Alptraum-Schlucht.

Wie hatte Jane gesagt? Es mußte irgend jemand auf der Welt träumen, dann würden auch die Geister der drei goldenen Skelette erscheinen, damit ich sie beschwören konnte.

Konnte das überhaupt gelingen?

Ich versuchte, statistisch zu denken. Es gab unzählige Menschen auf der Welt. Möglicherweise war es nicht so weit hergeholt, daß jemand von diesem Planeten träumte, so daß die drei Geister erschienen.

Hätte ich es beeinflussen können, was hätte ich dafür alles gegeben!

Ich dachte an das erste Abenteuer, das ich auf dem Planet der Magier erlebt hatte. Deutlich war mir noch in Erinnerung geblieben, wie Suko reagiert hatte, als er so plötzlich seine Shao vor sich sah.

Auch sie hatte geträumt, und ihre Träume waren in der so weit entfernten, anderen Welt zu einer Tatsache geworden.

Wenn sie jetzt auch nur so etwas träumen würde…

Es waren Wunschvorstellungen. Damals, als Suko sich in der gleichen Position befand wie ich, war es leichter gewesen, denn zwischen ihm und Shao gab es eine Verbindung.

Wer sollte für mich träumen?

Vielleicht Bill Conolly? Kaum, denn er wußte von nichts.

Außerdem existierte da noch ein Unterschied zu Suko und Shao.

Es blieb der eigentlich berechenbare Zufall, zog ich die Masse der Menschen in Betracht.

Lange Zeit blieb ich so stehen und dachte nach. Bis ich merkte, daß etwas geschah.

Nicht mit den Wänden der Schlucht, auch nicht über mir, sondern unter meinen Füßen.

Zwar rutschte ich nicht in die Tiefe, aber ich hatte das Gefühl, als würde sich dort etwas bewegen.

Sofort schaute ich vor meine Fußspitzen.

Aus dem Gefühl wurde Gewißheit. Die seltsamen Wolken, auf denen ich stand, gerieten in Bewegung. Als würden sie von unsichtbaren Händen aufgerührt oder aufgewühlt, so zogen sie Kreise und Spiralen.

Jemand schien in sie hineinzublasen, die Wolkendecke riß, und es entstanden gewaltige Löcher.

Jetzt mußte ich doch fallen, denn um mich herum verschwanden die Wolken ebenfalls.

Das geschah nicht.

Ich blieb stehen. Ohne sichtbaren Untergrund und dennoch fest auf dem Boden.

So etwas war nur möglich, weil Schwarze Magie ihre Hand im Spiel hatte.

Es hieß abwarten…

Mein Blick fiel in die Schwärze einer unauslotbaren Tiefe. Noch tat sich dort nichts. Es war nur dunkel, aber weit unten, so glaubte ich zumindest, regte sich etwas.

Was es genau war, konnte ich nicht erkennen. Erstens war ich zu weit entfernt, und zweitens konnte man das Bild nur als ein verschwommenes Etwas bezeichnen.

Doch es wurde kräftiger.

Ich dachte automatisch an Janes Worte und hatte plötzlich das Gefühl, daß sie eintrafen.

Jemand träumte.

Im selben Augenblick sah ich ihn.

Es war schwer für mich, einen Vergleich zu finden, aber ich hatte das Gefühl, als würde jemand an einem Dia-Projektor manipulieren und das Bild scharf stellen.

So genau kam es mir vor.

Meine Augen weiteten sich automatisch. Ich wollte endlich alles sehen, und ich sah es.

Es war ein Mann, den ich erkannte. Er lag in seinem Bett. Die Decke reichte ihm bis zu den Hüften. Im Zimmer war es nicht dunkel, denn durch Rolloritzen sickerte schon Tageslicht und erreichte das Bett. Es malte Streifen auf die Decke, die ebenfalls den Schläfer erfaßten.

Ich sah sein Gesicht deutlicher.

Es war ein Weißer, vielleicht etwas jünger als ich. Auf dem Rücken lag er. Sogar den Mund konnte ich erkennen. Er stand offen, aber die Augenlider zuckten.

Mein Gott, wie klar dieses Bild auf einmal war! Unglaublich, wie gemalt und in einer Entfernung, die so gering aussah, es aber nicht war, denn uns trennte Zeit und Raum.

Das Zucken der Augenlider bewies mir, daß dieser Mann am Beginn eines Alptraums stand. Ob er eventuell durch Jane Collins beeinflußt worden war, wagte ich nicht zu behaupten. Es konnte auch der reine Zufall sein, daß er träumte.

Das Zucken der Augenlider verstärkte sich. Gleichzeitig packte den Schläfer eine gewisse Unruhe.

Hatte er bisher noch auf dem Rücken gelegen, so änderte sich dies, denn er warf sich von seiner Rückenlage auf die rechte Seite, blieb

dort auch nicht lange liegen, sondern schleuderte sich auf die linke.
Ein Wechselspiel begann, und gleichzeitig tat sich etwas in der Alptraum-Schlucht.
Die Wände entließen Licht.
Es war nicht das Licht, wie ich es von der Erde her kannte, sondern ein hellroter Schein, zu vergleichen in der Farbe mit kleinen Feuerzungen, die über schmale Holzscheite leckten.
Das Licht vertrieb die Düsternis innerhalb der Alptraum-Schlucht.
Obwohl ich nicht mehr im Dunkeln stand, fühlte ich mich dennoch nicht besser, denn ich spürte eine gewisse Bedrohung, die sich unsichtbar an mich heranschlich.
Rasch schaute ich mich um.
Zu sehen war nichts, die Bedrohung blieb trotzdem. Irgend etwas lag in der Luft. Es mußte was geschehen, sollten sich Janes Worte bestätigen.
Sehr deutlich spürte ich die Nervosität, die sich in meinem Körper ausgebreitet hatte. Sogar meine Hände begannen zu zittern, und ich wußte nicht, wo ich zuerst hinblicken sollte.
In die Höhe oder nach unten?
Ich entschied mich für die Tiefe, da der Schläfer ständig unruhiger wurde, auf einmal nicht mehr liegenbleiben konnte und plötzlich in die Höhe schnellte.
Zunächst nahm ich an, daß er aus dem Bett steigen wollte. Das tat er nicht, er blieb in einer schrägen, sitzenden Stellung, hielt seinen linken Arm halb erhoben, als wollte er irgend etwas abwehren, das ihn fürchterlich bedrohte.
Er schaute auch in die Höhe. Ich hatte das Gefühl, als würde er mich sehen können, obwohl dies Unsinn war, aber sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.
Dieser Mann träumte mit offenen Augen. Und dieser Mann sah.
Auch ich entdeckte es jetzt, als ich den Kopf gedreht hatte und an der Schluchtwand hochschaute.
Drei gewaltige Gesichter schwebten über mir.
Die Geister der goldenen Skelette!

***

Mit einem singenden Geräusch fuhr die Sense wieder zurück, und sie verschwand durch den Spalt in der Bordwand. Einige Blutstropfen sprühten noch in das Innere der Maschine und blieben als makabres Erbe zurück.
Für Suko stand fest, daß weitere Angriffe des Schwarzen Tods folgen würden. Wenn er und auch die anderen nicht in der Maschine getötet werden wollten, mußten sie das Flugzeug verlassen.
Vielleicht standen die Chancen draußen besser.

Suko schaute sich um.
Er sah Pernell Kent auf dem Fleck stehen. Der Mann wirkte wie angenagelt. Seine Waffen hatte er verloren. Das Blut war aus seiner Haut gewichen, und die breiten, von der Peitsche hinterlassenen Striemen traten noch deutlicher hervor.
»Wir müssen weg!« schrie Suko ihn an.
»Verdammt, wer war das denn?«
Suko lachte auf. »Der Schwarze Tod. Kennen Sie ihn nicht?«
»Nein.«
»Er war ein Freund des Teufels. Aber jetzt scheint er…« Suko redete nicht mehr weiter, denn das gleiche Geräusch das er bereits gehört hatte, wiederholte sich.
Auch an derselben Seite, und Suko sprang instinktiv zurück, bis er nahe an die Vitrine geriet.
Es war sein Glück, daß er so reagiert hatte, denn plötzlich brach abermals das Metall der Maschine auseinander.
Nicht sehr weit von der Stelle entfernt, wo Suko gestanden hatte, hieb die Spitze der Sense in den Boden. Sie hackte ihn regelrecht auf.
Der Schwarze Tod draußen, den weder Suko noch Kent gesehen hatten, lachte röhrend. Er war sich seines Erfolgs gewiß. Als er die Sense wieder anhob, um sie zurückzuziehen, drehte er sich gleichzeitig, so daß sie mit ihrer Breitseite den Rumpf des Flugzeugs aufschlitzte.
Boden und Wände hatten jetzt Löcher. Die Maschine wankte. Sie ächzte wie ein Todgeweihter, und selbst das dicke Glas der Kabinenfenster ging entzwei.
Suko wußte selbst, daß er eigentlich die Maschine schon hätte verlassen müssen. Daß er es noch nicht getan hatte, lag möglicherweise an Jane Collins.
Es fiel ihm schwer, sie allein in der Vitrine zurückzulassen, aber was sollte er tun?
Mit hinausnehmen konnte er sie nicht, also mußte er allein aus dem Jet springen.
Es war gut, daß er noch einmal auf Jane schaute, bevor er seine Idee in die Tat umsetzte, denn Pernell Kent, der Höllen-Detektiv, hatte seinen ersten Schock überwunden und versuchte, den Auftrag, den ihm der Teufel erteilt hatte, durchzuführen.
Er wollte Jane killen!
Suko flog durch die Luft. Bevor Kent es überhaupt bemerkte, kassierte er eine volle Rechte. Sie kam von der Seite und hieb ihm fast den Schädel von der Schulter.
Mochte er auch ein durchtriebener, mit allen Wassern gewaschener Kämpfer sein, diesem Treffer hatte er nichts entgegenzusetzen. Er nahm ihn und wurde fast bis zum Ausstieg geschleudert.

Dort krachte er auf den Rücken und blieb liegen.
Suko schaute die Canotti an. Maria hatte sich hochgestemmt.
Blutfäden rannen aus ihrer Hüftwunde. Sie starrte Suko an. Das Haar hatte sich gelöst. Wie Fetzen hing es um ihren Kopf. Der Mund war verzogen, so daß er nur mehr ein Oval bildete.
»Bleib mir vom Leib!« giftete sie. »Hau ab, du…«
»Vorsicht!«
Suko warnte sie trotzdem, aber es war zu spät. Maria Canotti hatte nicht mehr an die Sense gedacht.
Zum drittenmal schlug der Schwarze Tod von außen her zu und erwischte die Frau.
Suko wandte sich ab, denn in diesen Augenblicken büßte Maria Canotti für das, was sie anderen angetan hatte, auf die schlimmste Art und Weise. Der Chinese hatte jetzt andere Sorgen, denn er wollte die verfluchte Maschine verlassen.
»Viel Glück, Jane!« sagte er. »Hoffentlich packen wir es noch. Verdammt, du kannst nichts dafür…«
Das sagte er, während er neben dem bewußtlosen Höllen-Detektiv stehengeblieben war. Obwohl er diesen Mann als Feind ansehen mußte, brachte es der Inspektor nicht fertig, ihn einfach innerhalb der Maschine liegen zu lassen.
Suko war zu sehr Mensch. Er bückte sich, faßte den anderen unter und schleuderte ihn über seine Schulter. Einen letzten wankenden Schritt ging er vor, stand am Ausstieg und schaute hinaus.
Es war ziemlich hoch, aber eine andere Chance gab es nicht. Suko überlegte nicht lange. Er stieß sich ab und sprang nach unten.
Dann hatte er Glück im Unglück. Das Flugzeug war nicht auf hartem oder vulkanartigem Boden gelandet, sondern auf weichem Untergrund.
Dies erwies sich als großer Vorteil für den Chinesen. Als er aufkam, federte er, aber das Gewicht des Bewußtlosen riß ihn dennoch nach vorn.
Suko fiel auf den Bauch, drehte sich dabei und ließ den anderen von seiner Schulter rutschen.
Dann stand er selbst auf und dachte für einen Moment daran, daß er seine Dämonenpeitsche vergessen hatte. Es war nicht der richtige Zeitpunkt, sie jetzt noch zu holen, denn etwas anderes nahm seine Aufmerksamkeit voll in Anspruch.
Der Schwarze Tod!
Suko blieb starr stehen, als er diesen Dämon sah. Erinnerungen keimten in ihm hoch. Wie oft hatte er zusammen mit John Sinclair gegen dieses Wesen gekämpft, bis es zum endgültigen Finale gekommen war. Damals, auf dem Friedhof am Ende der Welt.
Da war er vernichtet worden, da hatten ihn die weißmagischen

Kräfte ebenso zerstört wie seine vier Helfer, die gefährlichen Reiter der Apokalypse.

Nun war er wieder da!

In der Vergangenheit. Und Suko wußte genau, daß er ihn hier nicht besiegen konnte. Er mußte nur eine Möglichkeit finden, diesem unheimlichen Dämon zu entkommen.

Scheußlich wie immer sah er aus.

Ein gewaltiges schwarzes Skelett, dessen einzelne Knochen glänzten, als wären sie mit Fett eingerieben worden.

Von der Mitte seiner Schultern hoch wuchs der gewaltige pechschwarze Totenschädel mit den roten Augen, die Suko an glühende Wagenräder erinnerten. Diese Augen spiegelten die Boshaftigkeit wider, zu der der Schwarze Tod fähig war. Sie waren grausam, gemein und gefährlich.

Er stand nicht, er saß.

Suko kannte sein Reittier, den fliegenden Monsterdrachen Nepreno, der seine lange klebrige Zunge aus dem Rachen geschlagen hatte und mit ihr ein Mädchen gefesselt hielt.

Es war Claudine Auber!

Suko nahm dies zur Kenntnis und erschrak nicht einmal. Zuviel schon war in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt, da brachte ihn so etwas nicht einmal aus der Fassung.

Der Flugdrache Nepreno hatte im Verhältnis zu seinem großen schuppigen Körper relativ kleine Augen. Und sie waren starr auf den Chinesen gerichtet.

Plötzlich wurde für ihn auch das Mädchen uninteressant. Mit einem entgegengesetzten Schlag seiner langen Zunge löste er die Fessel kurzerhand auf. Claudine Auber rutschte zu Boden und rollte dort noch einmal um die eigene Achse. Sie sank ebensowenig ein, wie Suko oder das Flugzeug. Der Höllensumpf hielt wirklich einiges aus.

Unbeweglich saß der Schwarze Tod auf seinem Flugdrachen. In dem pechschwarzen Knochengesicht zuckte nichts, als er Suko anschaute.

Dieser Dämon war mehr als brandgefährlich, aber Suko fragte sich, was er vorhatte.

Wie gesagt, er konnte ihn nicht töten, dann hätte Suko später nicht existiert, aber die Canottis waren ihm schließlich auch zum Opfer gefallen, obwohl sie auch am Leben hätten bleiben müssen.

Sukos Rechnung stand also auf wackligen Füßen…

Wenn der Inspektor den Schwarzen Tod anschauen wollte, mußte er seinen Kopf in den Nacken legen. So hoch saß dieser widerliche Dämon über ihm. Er war ein König des Grauens, und er öffnete sein Maul, um Suko zu begrüßen.

»Ich freue mich, dich in dieser Welt zu sehen«, sagte er. »Ein Mensch, ein Opfer…«

Suko hatte beschlossen, dem Schwarzen Tod schon zu Beginn klarzumachen, daß er nicht gewillt war, vor ihm in die Knie zu gehen.

Nein, das Ducken kam für ihn nicht in Frage, deshalb schüttelte er den Kopf und verzog gleichzeitig den Mund zu einem etwas höhnischen Grinsen.

»Irrtum, Dämon. Ich werde nicht vor dir kriechen. Du kannst mich nicht töten. Ich bin aus der Zukunft gekommen, und ich habe noch gelebt, als du längst verstorben warst.«

Das Knochengestell des Dämons reckte sich. In der rechten Klaue hielt er den Stiel der Sense umklammert. Blut rann von der Klinge nach unten. Blitzschnell schwang der Schwarze Tod seine gefährliche Waffe, aber Suko blieb stehen. Er duckte sich nicht einmal, und so wischte das Sensenblatt vorbei. Ein paar rote Tropfen lösten sich, wirbelten auf Suko zu und spritzten gegen sein Gesicht.

Der Chinese wischte sie nicht einmal weg.

Der Schwarze Tod holte die Sense wieder ein, bevor er den nächsten Satz sprach.

Ähnliche Worte kannte Suko von ihm. Er hatte sich in der langen Zeitspanne also nicht verändert. »Du wagst es, mir so etwas ins Gesicht zu sagen, Mensch? Bist du von allen Geistern verlassen? Ich bin der König, ich bin hier geboren, und da sprichst du von meinem Ende oder meiner Vernichtung. Das kann ich nicht hinnehmen.«

»Es ist aber so.«

»Freu dich nicht zu früh, auch die anderen, die meiner Sense zum Opfer gefallen sind, haben in der Zukunft gelebt, sind aber in der Vergangenheit getötet worden.«

»Dann dürften sie überhaupt nicht existiert haben.«

»Und doch lebten sie«, gab der Schwarze Tod zu. »Sie befaßten sich mit der Magie der goldenen Skelette. Sie waren mehr der Vergangenheit als der Zukunft oder der Gegenwart zugetan. Dort lebten sie für jeden sichtbar, aber in der Vergangenheit existierten sie wirklich. Ihre Seelen lauerten hier, deshalb konnte ich sie auch hier umbringen, wenn du verstehst.«

»Ja, ich begreife es. Dann waren die Canottis in der Zukunft oder Gegenwart nur mehr Hüllen.«

»Genau.«

»Aber ich bin es nicht.«

»Ich konnte dir keine Seele entreißen. Auf diesem Planeten, der meine Geburtsstätte ist, passiert so etwas. Hier werden Gesetze auf den Kopf gestellt, hier…«

Der Schwarze Tod verstummte, weil er das gleiche vernommen hatte wie auch Suko.

Ein dumpfes Brausen, ein Hämmern auf dem weichen Boden des Höllensumpfs. Suko vergaß seinen Gegner, er blickte sich um und

stellte fest, daß die Fläche vibrierte.
Erst jetzt sah er die Gestalten, die, zum Teil mumifiziert, auf der Oberfläche schaukelten.
Weiter entfernt trieben Nebelschwaden über die braunschwarze Masse, und in die hinein tauchten riesige Insekten.
Aus dem Nebel drang auch das dumpfe Hämmern.
Und dann erschienen sie.
Damit hatte Suko nicht gerechnet, denn er sah die, die er eigentlich schon vergessen hatte.
Die vier Horror-Reiter!

***

Und ich sah die Geister der Skelette!
Es waren keine schaurigen Fratzen, sondern nebelhafte Gebilde.
Eben Geister, nur wesentlich größer als die Gesichter der Menschen und auch irgendwie anders.
Ich dachte über eine Erklärung nach. Ja, man konnte sie mit den großen Denkern der Antike vergleichen. Ihr Gesichtsschnitt, die Form der Nasen, das alles erinnerte mich an Menschen aus dem alten Rom oder aus Griechenland.
Sie strahlten gleichzeitig Güte und Gelassenheit aus. Ihre Augen blickten, obwohl ich sie nur mehr als nebelhafte Gebilde ansah, klar und offen.
Weder Falten, Runzeln, noch andere Einkerbungen durchzogen die Gesichter der drei, aus denen einmal die goldenen Skelette geworden waren. Alles war so klar und rein bei ihnen.
Konnten das Feinde von mir sein?
Ich wollte es nicht glauben und gab Jane Collins recht. Bisher war all das eingetreten, was sie mir prophezeit hatte. Ich mußte die drei beschwören und sie bitten, Janes Geist wieder freizulassen. So hatten sie ausgesehen, bevor die Schwarze Magie über sie gekommen war und sie in goldene Skelette verwandelt wurden.
Wirklich interessant.
›John, denke an die Beschwörung!‹ Das war die Stimme der ehemaligen Detektivin. Diesmal hatte sie mich sehr klar erreicht. ›Es bleibt dir nicht viel Zeit…‹ Das konnte ich mir vorstellen. Aber, wie zum Henker, sollte ich sie beschwören?
Darüber dachte ich nach. Und Jane Collins empfing meine Gedanken.
›Du hast dein Kreuz, John. Es ist deine Chance, denn du mußt versuchen, sie mit dem Kreuz zu locken.‹
›Kennen Sie es denn?‹
›Nein. Dennoch werden sie merken, daß deine Waffe ein Zeichen des Guten ist. Ich bitte dich, John, tu es! Nur so kannst du etwas erreichen.

Und mach schnell, bevor das Böse die Oberhand gewinnt. Denn die goldenen Skelette sind nicht vernichtet. Sie können immer wieder eingreifen, daran solltest du denken…‹

›Auf welche Worte hören sie?‹ Himmel, ich gab mich hier wie ein Anfänger, aber das war ich in diesen Augenblicken auch in der für mich so fremdartigen Welt.

›Die mußt du selbst wählen. Du kannst es, das weiß ich…‹

›Ja, ich werde es versuchen.‹

›Viel Glück, John, viel Glück. Und denke immer daran, daß du dich beeilen mußt. Ein Mensch hat einen Alptraum. Meist dauern Träume nur Sekunden, obwohl sie dem Schlafenden so lang vorkommen. Vergiß das nicht, John. Niemals…‹ Danach hörte ich ihre Stimme nicht mehr. Sie verschwand wie der säuselnde Hauch des Windes in der Unendlichkeit.

Mir aber hatten diese Worte Mut gemacht. Ich blühte innerlich auf.

Auch deshalb, weil ich die Chance, Jane Collins wieder zurückzuholen, zum Greifen nahe vor mir liegen sah.

Wenn die Mächte des Guten zusammenhielten, konnte eigentlich nichts schieflaufen.

Das machte mir Mut.

Diesmal streifte ich die Kette über meinen Kopf. Bevor ich den rechten Arm in die Höhe drückte, warf ich noch einen Blick entgegengesetzt in die Tiefe.

Dort sah ich den Schläfer.

Noch war er nicht erwacht. Aber er hatte seine Stellung verändert.

Wieder lag er auf dem Rücken. Ich blickte sehr genau hin und erkannte, daß er die Augen geschlossen hielt.

Er schlief.

Noch…

Jetzt hob ich den Arm. Aus meiner Faust schaute das Kreuz. Die drei Gesichter sahen zu mir herab. Sie konnten einfach nicht an mir vorbeisehen. Sie mußte mich und das Kreuz ansehen, das ich aktiviert hatte und das an seinen vier Enden hin und wieder aufstrahlte.

Diesmal sprach ich nicht gedanklich zu ihnen, sondern mit lauter Stimme. »Seht her. Schaut auf dieses Kreuz, das Zeichen des Guten. Denn auch ihr habt dem Guten gedient, bevor finstere Mächte in die Pyramide eindrangen und eurer Existenz ein Ende setzten. Ihr wurdet zu den goldenen Skeletten, doch eure Seelen, eure Geister, haben der Schwarzen Magie nicht gedient. Aus diesem Grunde werdet ihr mir glauben und auch an dem keinen Zweifel hegen, das ich in meiner Hand halte. Es ist das Zeichen der Erlösung geworden. In seinem Namen geschieht Gutes, deshalb bitte ich euch, obwohl ihr es nicht kennt, mir zu vertrauen.«

Eine Antwort erhielt ich nicht. Ich wartete auch in den nächsten

Sekunden vergebens darauf, aber ich sah plötzlich, daß sich die drei Gesichter bewegten.

Sie nickten mir zu.

Und diese Geste verstand ich positiv. Demnach hatten sie mich verstanden und waren bereit, mit mir zusammenzuarbeiten.

Es kostete mich Beherrschung, die Kontrolle zu behalten. Am liebsten hätte ich vor Freude laut aufgeschrieen. So und nicht anders mußte es laufen. Endlich ein Lichtschimmer in dieser finsteren schrecklichen Welt eines unheimlichen Planeten.

»Warum hast du dies gesagt?«

Ja, sie sprachen. Alle drei hatten ihr Lippen bewegt, aber nur eine Stimme war zu hören.

»Ich wollte euch davon überzeugen, daß ich es…« Verdammt, jetzt mußte ich mich vor lauter Aufregung räuspern, »daß ich es nur gut mit euch meinte.«

»Du willst etwas von uns?«

»Das stimmt. Ich möchte euch um etwas bitten. Stellt euch noch einmal auf die Seite des Guten. Ich weiß, daß ihr in einem Zwischenreich existiert, zusammen mit anderen Geistwesen und Seelen. Deshalb möchte ich, daß ihr eine Seele freigebt. Es ist die Seele einer Frau, die wieder in ihren normalen Körper hinein soll und somit das Böse dort austreibt. Könnt ihr mir diesen Gefallen tun?«

»Wer ist diese Frau?«

»Sie heißt Jane Collins.«

»Ja, wir kennen sie. Sie gehört zu uns.«

»Aber sie möchte frei sein. Das Land, das für Menschen unsichtbar ist und in dem die Zeit keine Rolle spielt, das Reich der Geister also, soll sie bitte freigeben.«

»Willst du sie haben?«

»Ja.«

»Liebst du sie?«

Das war eine Gewissensfrage, die ich nicht mit einem klaren Ja oder Nein beantworten konnte.

Ich überlegte. Dabei dachte ich an frühere Zeiten, als Jane noch normal gewesen war. Okay, damals hatte ich sie wohl geliebt. Dann war der Seelenaustausch erfolgt, und ich hatte mich Glenda zugewandt, ohne es eigentlich direkt geplant zu haben. Es war einfach so gekommen, der Lauf des Schicksals, und nun stellte man mir eine so entscheidende Frage.

Verneinte ich sie, würden sie den Geist behalten. Sagte ich ja, hatte ich eigentlich gelogen. Ich war mir sicher, daß auch dies auffallen würde.

Wie sollte ich mich entscheiden?

»Du bist dir nicht sicher?« vernahm ich die Frage, der drei

Geistwesen.
»Wenn es so ist, können wir sie dir nicht geben. Nur wenn die Liebe der Menschen *die* Rolle spielt, kann sich das Zwischenreich öffnen und eine Seele oder einen Geist entlassen.«
›Sag die Wahrheit, John!‹ Das war wieder Janes Stimme, die mich aus unendlicher Ferne erreichte und meine eigenen Gedanken unterbrach.
›Du darfst in dieser Welt alles tun, nur nicht lügen, John. Das würde man dir übelnehmen, wenn du verstehst…‹
›Natürlich verstehe ich…‹
›Dann sage, wie es wirklich ist.‹ Nach dieser Aufforderung hörte ich nichts mehr von Jane Collins. Sie hielt sich zurück. Vielleicht war es besser, wer konnte das sagen? Eins durfte ich also nicht. Keine Lüge!
»Was ist?« sprachen mich die Geister an. »Ist dir diese Seele so wenig wert, daß du uns eine Antwort verweigerst?«
Ich holte tief Luft. »Ich weiß es nicht, ob ich sie liebe!« stieß ich hervor und war froh darüber, daß ich es endlich heraushatte.
Wie reagierten die anderen?
Selten in meinem Leben hatte ich so gespannt auf ein Ereignis wie dieses gewartet. War jetzt alles verloren? Würden die anderen mich auslachen und sich zurückziehen?
Noch schwiegen sie, und meine innere Spannung näherte sich allmählich dem Siedepunkt.
Plötzlich erfolgte ihre Antwort. »Wir haben bemerkt, wie schwer du dich tatest. In der Tat hast du es dir nicht einfach gemacht, und wir stellten auch fest, daß du uns nicht belogen hast. Das spricht sehr für dich, denn die Lüge ist schlimm. Die Lüge hat schon Welten und Kulturen vernichtet. Sie hat Kriege angezettelt und aus Freunden Feinde gemacht. Wir hassen die Lüge. Es ist gut, daß du uns die Wahrheit gesagt hast.«
Konnte ich hoffen?
Nein, ich konnte nicht, denn dieser Schimmer zerbrach, als ich ihre nächsten Worte hörte.
»Aber es gibt die ehernen Gesetze in diesem Reich der Geister und der Seelen. Nur wer einen Menschen von ganzem Herzen liebt, kann dessen Seele hervorholen. Das ist bei dir nicht der Fall. Du bist ein guter Mensch, wir wünschen dir Glück, aber wir können nicht zulassen, daß du…«
»Warum denn nicht?« schrie ich dagegen und spürte, wie es heiß in mir aufstieg. Alles war umsonst, alles vergebens, das Flehen, das Betteln, die langen Kämpfe.
»Die Gesetze, Mensch. Auch in einem Reich, das eigentlich zeitlos ist, existieren sie. Wir müssen uns daran halten…«
Was sollte ich jetzt tun? Ich kam mir vor wie David, der gegen den Riesen Goliath kämpft. Aber hatte David nicht letztendlich gewonnen?

War es ihm nicht gelungen, die Steine gegen die Riesen zu schleudern und ihn dann zu töten?

Wenn ich in diesem Fall David war, so wollte ich auch nicht aufgeben.

Nur suchte ich nach den Steinen. Im übertragenen Sinne natürlich.

Nach wie vor schauten die drei Gesichter auf mich herab. Sie blieben, aber nicht nur sie veränderten sich, da sie blasser wurden, auch die Umgebung hinter ihnen.

Bisher war sie von den Steinen rötlich angemalt worden. Doch jetzt sah ich, hoch über den Gesichtern, wo meiner Ansicht nach die Wände der Schlucht zusammenwuchsen, eine schwarze Wolke.

Gewaltig war sie in ihren Ausmaßen, und ein unheimlicher Wind trieb sie voran.

Ich senkte den Blick. Nicht weil ich Angst vor der Wolke gehabt hätte, nein, ich wollte unbedingt sehen, wie der Schläfer reagierte, der in seinem Bett lag.

Er war unruhig geworden. Der Alptraum wurde stärker, vielleicht verwandelte sich der Traum erst jetzt zu einem Schrecken und ließ den Träumer nicht in Ruhe.

Wie lange schlief er noch? Es gab Menschen, die wachten mit einem gellenden Schrei auf. So schien es auch hier zu werden, denn alle Anzeichen deuteten daraufhin.

Ich änderte meine Blickrichtung abermals und sah mir die Gesichter an.

Auf schreckliche Art und Weise begannen sie sich zu verändern.

Nichts war mehr von diesen glatten Gesichtern zurückgeblieben.

Sie zeigten ihr wahres Aussehen!

Das Grauen!

Aus den Wänden der Alptraum-Schlucht schlugen böse, lange Flammen. Heiße Feuerzungen, deren Spitzen wedelten und tanzten, bevor sie in die Gesichter der Geister hineinstießen.

Plötzlich veränderten sich diese.

Sie zerliefen, als bestünden sie aus Wachs. Stirnen und Wangen wurden zusammengedrückt, Lippen platzten auf, Ohren schmolzen einfach weg, und Augenbrauen wurden ein Raub der Flammen.

Die Gesichter verzogen sich auf groteske, schaurige Art und Weise, bevor sie in eine maskenhafte Starre verfielen, um einen Moment später wieder aufzulodern, denn da hatten die langen Feuerarme auch die Haare der Wesen erreicht.

Sie zerstörten.

Es kam mir vor wie ein Feuerwerk, als die Haare durch die Einwirkung der Hitze regelrecht zersprüht wurden. Funkenregen stob in die Höhe, fiel wieder nach unten und legte sich als blitzender Vorhang vor die Fratzen, um wenig später in meine Nähe zu gelangen.

Bevor sie mich erreichen konnten, verglühten sie.
Ich aber stand da, hielt meinen angewinkelten Arm vor die Augen und wußte nicht, was ich unternehmen sollte. Das Kreuz half mir nicht. Wer sollte mir noch zur Seite stehen?
Jane tat es. Wieder meldete sich ihr Geist aus einer Entfernung, die nicht meßbar war.
›John, beschwöre sie. Das Bitten hatte keinen Zweck. Beschwöre die bösen Geister. Sie werden leichter über ihren eigenen Schatten springen und mich freilassen. Bitte…‹ Das letzte Wort war ein verzweifelter Schrei, der mir fast die Tränen in die Augen trieb.
Und ich versuchte es.
»Im Namen des Lichts!« schrie ich sie an. »Gebt den Geist der Jane Collins frei, den ihr so lange festgehalten habt. Er darf und wird euch nicht gehören. Ihr selbst müßt ihn loslassen. Sie ist nicht so wie ihr. Sie paßt nicht in eure Welt. Sie ist gut, versteht ihr? Gut!!!«
Ich strengte mich an. Ich brüllte, meine Stimme überschlug sich, aber ich erreichte keinen Erfolg.
Im Gegenteil. Die Gesichter begannen, sich aufzulösen. Plötzlich rissen sie auf, und gewaltige Brocken lösten sich aus ihren Wangen und Stirnen. Es waren glühende Klumpen, die schwerfällig nach unten fielen.
Ihr Ziel war ich!
Alles hatte ich eingesetzt und leider verloren.
War das mein Ende?

***

Suko war nicht so leicht zu überraschen, doch als er die Horror-Reiter sah, da stand er vor Staunen stumm. Mit allem hatte er gerechnet, nur damit nicht.
Vier waren es.
Und von vier Seiten sprengten sie herbei.
Deutlich sah Suko die leuchtenden Buchstaben auf ihren Oberkörpern.
Das AEBA war ein Fanal, ein Zeichen, und Suko begriff, daß die vier Reiter der Apokalypse, die erst im Mittelalter richtig wahrgenommen worden waren, schon viel länger existierten.
Möglicherweise seit Anbeginn der Zeiten, als die Welt erschaffen wurde und sich in zwei Teile spaltete.
In Gut und Böse!
Die Horror-Reiter hatten sich auf die Seite des Schreckens gestellt, und sie hatten damals dem Schwarzen Tod ihre Dienste angeboten, die er auch gern nahm.
Suko war klar, daß er es jetzt mit fünf Gegnern zu tun hatte. Sie sahen schaurig aus. In den Klauen hielten sie die langen Lanzen, deren

feurige Spitzen auf den Schwarzen Tod wiesen, der praktisch ihr Ziel und auch der Mittelpunkt war.

Aus den Nüstern der Pferde quoll Rauch und Feuer. Der Rauch trieb schwadenartig über den Sumpf, erreichte auch Sukos Nase, so daß der Chinese ihn einatmen mußte.

Es war der Qualm aus der Hölle und roch nach Schwefel und Moder.

Suko war gespannt, wie sich der Schwarze Tod verhalten würde, denn Feinde waren er und die Horror-Reiter nicht. Auch jetzt tat der Dämon nichts dagegen, um einen Angriff abzuwehren.

Er wartete.

Siegessicher hockte er auf dem Rücken seines gefährlichen Flugdrachen und schaute den zwei vorderen Reitern entgegen.

Eingehüllt in Rauch und Feuer stoben sie näher. Die Hufe der Pferde trommelten dumpf auf den Sumpfboden. Sie rissen gewaltige Stücke heraus und schleuderten sie in die Höhe.

Dieses Schauspiel nahm Sukos volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Rasch blickte er noch auf den Höllen-Detektiv, doch Kent lag am Boden und rührte sich nicht.

Der Hieb hatte gereicht.

Immer näher kamen sie. Das Trommeln verstärkte sich zu einem Inferno, und es steigerte sich noch mehr, als die Reiter in Sukos Nähe gerieten. Noch hatten sie den Schwarzen Tod nicht erreicht.

Dem Inspektor blieb wenig Zeit.

Da sah er, daß sich Claudine Auber bewegte.

Ihr Körper zuckte, sie rollte mit den Augen, als sie den Kopf angehoben hatte, stützte sich auf ihre Hände und stemmte sich so in die Höhe. Die Lippen bewegten sich, sie wollte etwas sagen. Falls sie Worte ausgestoßen hatte, so gingen diese in dem gewaltigen Inferno unter.

Der Inspektor hatte verstanden. Nur wenige Schritte brauchte er zu laufen, um dem Mädchen zu helfen. Er packte ihr rechtes Handgelenk und zog sie hoch.

Claudine blieb so schwankend stehen, daß Suko sie stützen mußte.

Dann schaute sie ihn an.

Selten in seiner bisherigen Existenz hatte der Chinese einen solchen Blick gesehen. So ungläubig, so fassungslos, denn Claudine hatte Suko bestimmt nicht hier erwartet.

Der Inspektor lächelte ihr zu. Oft sagt ein Lächeln mehr als tausend Worte, in diesem Fall hatte das Sprichwort seine Berechtigung, denn die Gesichtszüge des Mädchens entspannten sich und wurden weich.

Im selben Moment verstummte das Trommeln der Hufe. Die Horror-Reiter hatten ihr Ziel erreicht.

Suko schaute über Claudines Schulter hinweg. Die Französin selbst wollte nichts sehen, denn sie hatte ihr schmales, bleiches Gesicht

gegen Sukos Schulter gepreßt.
Die vier Horror-Reiter hatten sich so aufgebaut, daß der Schwarze Tod in ihrer Mitte stand. Von vier Seiten sah der Dämon die Lanzen auf sich gerichtet. Wenn er zu fliehen versuchte, würde ihm dies sicherlich nicht gelingen.
Und so blieb er auf dem Flugdrachen sitzen.
Die seltsame, unnatürliche Ruhe kam Suko gefährlich vor. Er ahnte, daß er bald etwas Entscheidendes erleben würde, das sich in der Vergangenheit abgespielt hatte, um Weichen für die Zukunft zu stellen.
Und er sollte sich nicht getäuscht haben.
Plötzlich begann einer der Horror-Reiter zu reden. Es war der mit dem großen B auf der Brust.
Das Zeichen für Bael!
Es war ein Phänomen, aber Suko freute sich darüber, denn er konnte die Sprache verstehen.
»Wir grüßen dich, Schwarzer Tod, denn wir hörten von deiner Geburt.«
Der Dämon nickte nur. Dann fragte er: »Wer hat euch dies zugeflüstert?«
»Es war der oberste Herrscher aller Höllen.«
»Hat er einen Namen?«
»Ja, Luzifer. Und er will dich, Schwarzer Tod. Du sollst sein Diener werden, denn er will dich seinem ersten Statthalter, dem Teufel, an die rechte Seite stellen. Dafür, Schwarzer Tod, bist du erschaffen worden.«
In diesen Augenblicken vergaß Suko seine eigenen Probleme, weil es plötzlich spannend wurde. Hier entschied sich etwas, und er war gespannt, wie der Schwarze Tod nun reagierte.
Die Großen Alten sollten ihn erschaffen haben. Das stimmte wohl auch im Prinzip, aber später hatte der Schwarze Tod dem Teufel gedient. Da war er abtrünnig geworden.
Schon so früh nach seiner Geburt?
Das wollte Suko nicht glauben. Als John Sinclair zum erstenmal in Atlantis verschollen gewesen war und dessen Untergang miterleben mußte, hatte der Schwarze Tod auf der Seite der Großen Alten gestanden. Und dieses Ereignis, das Suko nun erlebte, lag länger zurück.
Er würde sich weigern.
Das bekam der Chinese auch bestätigt.
»Nein!« erwiderte der Schwarze Tod grollend. »Ich werde nicht mit euch gehen. Ich bleibe denen treu, die mich erschaffen haben. Bestellt eurem Herrscher, daß ich auf ihn speie. Mir ist ein Kontinent versprochen worden, und dieses Versprechen wird eingehalten. Für

mich gibt es keinen Grund, die Seiten zu wechseln.«

Suko wollte schon gegensprechen, ließ es aber, denn er wollte die Unterhaltung nicht stören.

»Ist das dein letztes Wort?« wurde der Schwarze Tod gefragt.

»So ist es.«

»Dann werden wir dich töten müssen, denn Luzifer, der Mächtigste im Reigen des Bösen, kann es nicht vertragen, wenn man ihm einen Wunsch abschlägt. Das braucht er auch nicht, denn dazu ist er viel zu mächtig. Hast du das verstanden?«

»Ja, ich hörte es. Auch ich kann ihn verstehen, aber ich bleibe bei meinem Entschluß.«

Die vier Horror-Reiter bewegten sich. Sie nahmen andere Haltungen ein und hoben die Lanzen ein wenig in die Höhe.

»Moment noch«, sagte der Superdämon. »Ich habe euch einen Vorschlag zu machen. Wenn ihr mich nicht mitnehmt, dann einen Ersatz für mich.« Er drehte sich ein wenig, die Sense machte die Bewegung mit, und ihre Spitze wies auf Suko und Claudine. »Diese beiden könnt ihr an meiner Stelle nehmen. Seid ihr damit einverstanden?«

Die Antwort ließ auf sich warten. In das Schweigen hinein schrillte Claudines Stimme. »Nein, das darf nicht geschehen, Suko! Nicht jetzt, bitte. Es war schon so schlimm…«

Die Horror-Reiter gaben die Antwort. Zwei von ihnen lösten sich.

Es waren die beiden, die ein A auf ihren Panzern trugen. Sie ritten langsam auf Suko und das Mädchen zu.

Suko schob Claudine zur Seite. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch zwei Waffen besaß. Die Revolver mit der seltsamen Ladung. Er war gespannt, wie die Horror-Reiter reagierten, wenn er sie einsetzte.

»Wir bedanken uns für den Hinweis, Schwarzer Tod«, sagte der Sprecher. »Wir werden die beiden nehmen. Außer dir, meine ich.«

Den Worten folgten ein dumpfes Lachen.

Er schaute nur auf die beiden Reiter, nicht in die Schwärze des Himmels. Dort oben, und fast nicht mehr zu sehen, glühte für einen winzigen Augenblick ein rotes Licht.

Ein Licht, wie es das magische Pendel abgab…

ENDE des vierten Teils